

nunu

Dalia Rabin im Interview • Umgang der „Krone“
mit Wiesenthal • Kür der neuen Generalsekre-
täre • Historikerbericht des Dorotheums vor
Veröffentlichung • Und immer lockt der Bagel

Ausgabe Nr. 22 (4/2005)

Kislev 5766

€ 3,-

www.nunu.at



**„NOCH VIEL IN DEN KÖPFEN
UND HERZEN BEGRABEN“**

Arbeitsgemeinschaft Jüdisches Forum
ASBÖ – Arbeiter Samariterbund Österreich
BFI
Buchwoche Wien
Büchereien Wien
Christmas in Vienna
Donauinselfest
Eine Stadt. Ein Buch.
Girardi Ensemble
GPA Wien
ICE Vienna – Internet Center of Education Vienna
Krieau – Wiener Trabrennverein
Kuratorium Fortuna
Mietervereinigung Wien
Nacht der Wiener Wirtschaft
Neuberger Kulturtage
ÖZSV – Österr. Zivilschutzverband
Pro Event Team für Wien GmbH
PVÖ – Pensionistenverband Österreich
Running Checkpoints
Safety Tour
Scheibmaier Promotions
Seniorenreisen Österreich
Seniorkom.at
SPÖ Wien
Stadt Schwechat
Stadt Wien – Geschäftsgruppe Umwelt
Team für Wien
Verband Wiener Arbeiterheime
VHS Wien
VCM – Vienna City Marathon
Vienna Sport Festival
Wer wird Wien Detektiv? – Thomas Brezina
Wiener Bildung
Wiener Kulturservice
Wiener Krankenanstaltenverbund – KAV
Wiener Operettensommer
Wiener Praterverband
Wiener Märkte
Wiener Schulball
Wien Work
Wirtschaftsverband Wien
ZUK – Zukunfts- und Kulturwerkstätte

Gutes von Arbeitsgemeinschaft Jüdisches Forum bis Z.

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

Das Gedankenjahr 2005 nähert sich seinem Ende, vermutlich ohne dass sich das Gedankengut hierzulande entscheidend verändert hätte. Die wirklich große Feier folgt ja erst 2006, wenn sich die Republik ihrem „Wolferl“ hingeben wird. Mozartjahr und niemand wird entkommen. Wenn Sie sich vor hypertrophen Feierlichkeiten und schriller innenpolitischer Katzenmusik zurückziehen wollen, ist Ihnen das vorliegende NU wärmstens zu empfehlen.

Ein Großer der österreichischen Politik, der frühere Bundeskanzler Franz Vranitzky, hat uns zum Abschluss des Gedankenjahrs ein Interview gegeben, in dem er über seine Kindheit im Wien der Kriegs- und Nachkriegsjahre, zu seiner Sicht der Feierlichkeiten, zum „poor man walking“ Jörg Haider und zu seinen Gedanken zum Nahen Osten berichtet hat.

Ein weiteres, tolles Interview hat Danielle Spera aus Israel mitgebracht: Dalia Rabin hat mit ihr zehn Jahre nach dem Tod ihres Vaters Yitzhak Rabin über den Frieden gesprochen.

Fritz Neumann hat sich mit dem Jugendreferenten der IKG, Maxim Slutski, über dessen Arbeit unterhalten. Er will Anlaufstelle für die etwa 1.500 Kinder und Jugendlichen sein und füllt damit eine Lücke, die wir im NU

schon vor längerem beklagt hatten. Schön, dass die Gemeinde unseren konstruktiven Anregungen folgt. Besonders anregend, um nicht zu schreiben aufregend, ist der Bericht von Petra Stuibler zur Bestellung der zwei neuen Generalsekretäre. Endlich lernen wir, was wir unter Transparenz zu verstehen haben.

Ein Sittenbild der besonderen Art ist die Zusammenstellung der Kronen Zeitung Berichterstattung zum kürzlich verstorbenen Simon Wiesenthal. Erwin Javor zeigt, wie man im Kleinformat von der „überflüssigsten Figur auf der österreichischen Szene“ zur „moralischen Autorität“ wird, wenn es der Chef nur für richtig hält. Wenn Sie wissen wollen, woher der Bagel stammt, lesen Sie den vergnüglichen Bericht von Axel Reiserer. Ja, und wenn Sie völlig furchtlos sind, empfehle ich noch den Beitrag von Harry Bergmann. Eine fast ausweglose Geschichte, die Ihnen als Besucher des Tempels durchaus bekannt vorkommen wird.

Ihre Unterstützung für NU: BA-CA (BLZ 12000) Konto-Nummer: 08573 923 300.

Ein fröhliches Chanukka-Fest wünscht Ihnen
Peter Menasse, Chefredakteur

INHALT

Franz Vranitzky

INTERVIEW I *Der frühere SPÖ-Kanzler über das Gedenkjahr, die FPÖ und seine Kindheit.*
Von Danielle Spera und Peter Menasse **4**

Gedenkjahr

VERGLEICH *Die Staatsvertragsfeiern der Zweiten Republik.*
Von Barbara Tóth **9**

Simon Wiesenthal

POSTHUME ROSEN
Berichterstattung der „Kronen Zeitung“ einst und heute. Von Erwin Javor **10**

NS-Kunstraub

DOROTHEUM *Historikerbericht vor Veröffentlichung.* Von Alexia Weiss **13**

Werbung

HAUS DER BARMHERZIGKEIT
mit einer fragwürdigen Kampagne.
Von Peter Menasse und Erwin Javor **16**

Israel

INTERVIEW II
Dalia Rabin über das Vermächtnis ihres Vaters.
Von Danielle Spera **18**



FOTO: GORIED KARINI

Generalsekretäre

IKG I
Die Sache mit der Transparenz. Von Petra Stuibler **22**

Jugend

IKG II
Maxim Slutski ist neuer Jugendreferent. Von Fritz Neumann **24**

Security

IKG III
Eine unkorrekte Betrachtung. Von Harry Bergmann **26**

Theater

NS-ZEIT *durch zwei Schlüssel-löcher.* Von Danielle Spera **28**

Lesung

CHRISTIANE HÖRBIGER
liest aus Biografie Zelmans.
Von Alexia Weiss **30**

Kulinarisches

BAGEL *Das Brot des Lebens.*
Von Axel Reiserer **31**

Dajgezen und Chochmezen

KOMMENTAR *Erwin Javor und Peter Menasse über ÖVP, FPÖ und den Verfassungsbogen* **36**

FPÖ

KOMMENTAR *Martin Engelberg über die Sehnsucht nach Haider* **37**

Alltagsgeschichten

KOMMENTAR *Erwin Javor über den Umgang der „Krone“ mit Wiesenthal* **39**

office@nunu.at
www.nunu.at

Die Gags auf dem Heldenplatz fand ich entbehrlich

Franz Vranitzky war der erste österreichische Bundeskanzler, der offiziell die dunkle Seite der österreichischen Geschichte angesprochen hat. Als Erster hat er sich für die Verbrechen, die Österreicher während der Nazi-Zeit begangen hatten, entschuldigt. Bnai Brith hat Vranitzky dafür in Wien kürzlich mit dem höchsten Orden ausgezeichnet. Was Vranitzky zu diesen deutlichen Worten veranlasst hat, wodurch er als Kind geprägt wurde und warum Jörg Haider ein „poor man walking“ ist, hat er im Gespräch mit Danielle Spera und Peter Menasse erzählt.

NU: *Ihr Eingeständnis der Mitschuld von Österreichern an den Verbrechen der Nazis, Ihre Einladung zur Rückkehr der Juden nach Österreich war für einen österreichischen Bundeskanzler einmalig und ganz außergewöhnlich. Was war der Auslöser dafür, dass Sie als erster so deutliche Worte zur Rolle von Österreichern während der Nazi-Zeit gefunden haben?*

Vranitzky: Die innenpolitische Situation damals war geprägt von einer Mischung aus den noch nicht ganz abgeklungenen Vorbehalten maßgeblicher Länder der Welt gegen Bundespräsident Waldheim und dem Jugoslawien-Krieg. Wir mussten miterleben, dass gewaltsame Auseinandersetzungen, ethnische Säuberungen, unfassbare autoritäre Vorgangsweisen in unserer unmittelbaren Nachbarschaft aufgebrochen sind. Da habe ich mir gedacht, es wäre höchste Zeit, mit ein paar stehen gebliebenen Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten aufzuräumen, auch mit dem Thema Opferdoktrin.

Sie haben damit in Österreich eine „Trendwende“ eingeleitet, die aber jetzt wieder umgekehrt worden ist, jetzt wird die Opferdoktrin von neuem hervorgeholt.

Sie sprechen damit sehr direkt das Gedenkjahr an. Es ist sicher mit großem Engagement betrieben worden, nur hat man sich offenbar nicht von den alten Schablonen lösen können, die darin bestehen, dass man sich in allererster Linie der österreichischen Erfolgsstory nach dem Zweiten Weltkrieg rühmt. Nun gab es zwar diese Erfolgsstory, aber sie ist nicht das ausschließliche Erscheinungsbild der Republik Österreich. Ich habe mit Bedauern festgestellt, dass die Chance nicht genutzt worden ist, bestimmte historische Wahrheiten besser ins Licht der Öffentlichkeit zu setzen. Denn ich bin überzeugt, dass der möglichst unkomplizierte Umgang mit der Wahrheit einer Gesellschaft innere Festigkeit gibt.

Sie haben in Ihrer Rede anlässlich der Bnai-Brith-Preisverleihung kritisiert, dass im Gedenkjahr 2005 bei allem Jubel über den Staatsvertrag 1955 das Jahr 1945 doch „verhältnismäßig wenig belichtet“ worden sei. Warum fällt das sonst niemandem auf, warum wurde das in der Öffentlichkeit kaum thematisiert?

Das Staatsvertragsjahr 1955 ist bei den verschiedenen Gedenkfeiern prominent

behandelt worden. Das ist auch in Ordnung so, denn es war ein Schlüsseljahr in der österreichischen Zeitgeschichte. Das Ende des Zweiten Weltkriegs und die Befreiung von der Nazi-Herrschaft durch die Alliierten sind jedenfalls zu kurz gekommen.

Es gibt nach wie vor zu viele Stimmen, die behaupten, dass die wirkliche Freiheit erst 1955 erreicht worden sei. Natürlich ist es erstrebenswert, nicht von fremden Truppen besetzt zu sein, aber die eigentliche Beendigung einer verbrecherischen Periode hat 1945 stattgefunden. Daher wäre es ganz gut, wenn man in den verbleibenden Wochen dieses Jahres mit Nachdruck darauf hinweist. Nicht zuletzt deshalb, weil noch immer sehr viel in den Köpfen und Herzen mancher Familien begraben ist. Viele haben Verwandte, die möglicherweise auch schon tot sind, die aber von 1938 bis 1945 Schuld auf sich geladen haben. Ich kenne viele Familien, wo die Kinder- oder auch die Enkelgeneration noch immer nicht mit sich ins Reine gekommen ist. Und es soll niemand sagen, dass das einfach ist: der Vater oder Großvater, der bei der SS war, ist ja trotzdem der geschätzte Vater oder



»Das Gedenkjahr ist sicher mit großem Engagement betrieben worden, nur hat man sich offenbar nicht von den alten Schablonen lösen können.«

Großvater. Die Weltanschauung der nachfolgenden Generationen ist glücklicherweise oft eine andere und das ergibt ein Spannungsfeld.

Gab es Aktionen im Gedenkjahr, die Ihnen besonders in Erinnerung geblieben sind?

Die Ausstellung im Belvedere ist mir in positiver Erinnerung, die Ausstellung auf der Schallaburg habe ich nicht gesehen, doch habe ich gehört, sie sei geradezu skandalös einseitig. Die Gags auf dem Heldenplatz mit den Hausgärten fand ich entbehrlich. So kann man der heutigen Generation das Hungerelend nicht näher bringen, und schon gar nicht auf dem Heldenplatz.

Wie haben Sie dieses Jahr erlebt? War es ein würdiges Gedenken?

Ich will es sicher nicht in Grund und Boden verurteilen, das wäre ungerecht. Es sind viele Bemühungen unternommen worden, auch mit Erfolg. Doch wie gesagt, meine Vorbehalte gehen dahin, dass die Befreiung von der Nazi-Diktatur in diesem Gedenkjahr zu wenig gewürdigt wurde. Ich habe mich jedenfalls als Österreicher nicht wirklich geehrt gefühlt, als die USA am 15. Mai einen pensionierten Senator als offiziellen Vertreter ihres Landes geschickt haben, nur weil er irgendwelche familiären Kontakte zu Österreich hat. Das ist sicher auch auf die Gedankenlosigkeit der Amerikaner zurückzuführen, aber vielleicht wären sie weniger gedankenlos, wenn die Republik Österreich bei ihnen ruhmreicher verankert wäre.

FOTO: ©PETER RIGAUD



Sie wurden 1937 geboren, in welchem Umfeld sind Sie aufgewachsen?

Mein Vater war Arbeiter, Sozialdemokrat und hat in der Zwischenkriegszeit das Schicksal vieler anderer geteilt. Er ist arbeitslos geworden, ausgesteuert und genau genommen vor dem Nichts gestanden. Die sozialdemokratisch orientierte Arbeiterschaft – im Übrigen auch noch durch die Ereignisse 1934 politisch und menschlich gedemütigt – hat

drei Wege eingeschlagen: die einen sind Nazis geworden, die anderen Kommunisten und die dritten wollten nichts mehr von Politik wissen. Mein Vater hat sich auf die linke Seite geschlagen und hat auch meine Mutter dafür eingenommen. 1939 wurde er eingezogen, ab diesem Zeitpunkt war meine Mutter mit mir und dann ab 1940, als meine Schwester geboren wurde, mit uns beiden auf sich gestellt. Wir lebten in äußerst bescheidenen Verhältnissen. Noch dazu in einem Haus, das einer ziemlich ausgeprägt nationalsozialistischen Familie gehört hat. Wir haben die alltägliche Bevormundung, das Anstänkern, das Schulmeistern meiner Mutter miterlebt.

belesenen Mutter geprägt. Diese Weltanschauung ist für mich zu einem Gebäude geworden, das bis heute nicht eingestürzt ist.

Ich bin zuerst in die Frauenfelderschule gegangen, die wurde von Bomben getroffen, worauf ich in eine andere Schule verlegt wurde, wo wir dann Wechselunterricht hatten. Es gab zu wenig Klassenzimmer, so dass wir eine Woche am Vormittag und in der nächsten Woche am Nachmittag Unterricht hatten. Das war dann auch die Zeit der rationierten Lebensmittel, der Trockenmilch von den Amerikanern, ich erinnere mich gut an die steinharten Kekse, die man tagelang in der Trockenmilch einwei-

»So kann man der heutigen Generation das Hungerelend nicht näher bringen, und schon gar nicht auf dem Heldenplatz.«

Wo war das?

Wir haben in Hernals gewohnt und natürlich auch die Bombenangriffe erlebt. Zerstörte Häuser, tote Menschen, die wir gekannt hatten, stundenlange Aufenthalte im Luftschutzbunker haben meine Kindheitserinnerungen geprägt. Wir haben uns manchmal im Wienerwald versteckt, weil die Erwachsenen geglaubt haben, dass man dort sicherer sei als im Luftschutzbunker.

In der Volksschule habe ich als kleines Kind schon die Indoktrinierung miterlebt und kann mir daher überhaupt nicht vorstellen, dass jemand, der einigermaßen wach durchs Leben gegangen ist, nicht gewusst hat, was der Nationalsozialismus bedeutet. Ich war ein Kind und wusste, was ein Gestapo-Mann ist und was er tut, nämlich Menschen um 5 Uhr in der Früh aus ihren Wohnungen holen und mitnehmen. Ich war ein Kind und wusste – durch die spärlichen Heimat-Urlaube meines Vaters –, was der Krieg für einen Soldaten bedeutet. Er war sowohl in Polen als auch später in der Normandie, er hat also beide Gesichter des Zweiten Weltkriegs als Wehrmachtangehöriger miterlebt, hat aber aus seiner Gesinnung nie ein Hehl gemacht und ist daher auch fantastisch befördert worden, nämlich bis zum Obergefreiten. Meine Weltanschauung wurde also durch die ärmlichen Familienverhältnisse, sehr deutlich politisch orientierte Eltern und die einfache Sprache der nicht gebildeten und nicht

chen musste, damit man sie irgendwie beißen konnte oder die qualitativ minderwertigen Fischkonserven, die Silver Hakes. Das war unser Alltag.

Bei Ihrer Ehrung durch Bnai Brith wurde erwähnt, dass in Ihrem Wohnhaus Juden versteckt waren.

Ein paar Häuser von uns entfernt hat ein Ehepaar gelebt – er war Jude, sie nicht –, das keinen Luftschutzbunker hatte. Meine Mutter wollte sie gern zu uns holen, das war wegen unseres Hausherrn, der ein großer Nazi war, aber unmöglich. Meine Mutter hat sich aber nicht beirren lassen und hat das Ehepaar immer wieder heimlich zu uns geholt. Wenn es dunkel war, hat sie die beiden beim Hofeingang hereingeholt. Sie haben den Krieg überlebt und wir hatten noch lange mit ihnen Kontakt.

Gerade in Ihrer Generation waren starke Berührungspunkte gegenüber Juden vorherrschend. Wie haben Sie das in Ihrem Erwachsenenwerden oder an der Uni erlebt?

Ganz ohne Berührungspunkte. Meine Mutter stammte aus der burgenländischen Gemeinde Lackenbach, in der 50 Prozent der Bevölkerung jüdisch waren. Sie hat mir viel davon erzählt, auch dass Juden und Nichtjuden dort gut zusammen gelebt hatten. Meine Mutter hat wie viele andere an jüdischen Feiertagen, wo Arbeit verboten ist, ausgeholfen. Heute gibt es keine Juden mehr in Lackenbach, es gibt einen



jüdischen Friedhof, der etwas verfallen ist. Jedenfalls waren meiner Mutter jüdisches Leben, jüdischer Alltag, jüdische Hausbräuche nicht fremd. Das heißt, da gab es keine Schwellenangst.

Geprägt durch Ihre Erziehung, war es für Sie essenziell, mit jemandem wie Jörg Haider keine Koalition einzugehen. Heute gibt es so manche, die Ihre Verhaltensweise als Fehler ansehen, denn Schüssel habe Haider ins Boot geholt und ihn damit domestiziert.

Im Gegensatz dazu stehen die vielen, die mir sagen, jetzt erst zeige sich, wie richtig es war, nicht mit Haider zusammenzuarbeiten. Zunächst einmal gibt es – zumindest für mich – Politik ohne Weltanschauung nicht. Die Weltanschauung Haiders ist, dass er sich vom ewigestrigen Rechtsaußenschutz nicht distanzieren kann. Auf die Frage, wer der größte Verbrecher des 20. Jahrhunderts war, fällt ihm Adolf Hitler nicht ein. Das ist für mich keine Basis für ein gemeinsames Regieren. Ich hätte es meiner Partei und der Außenwelt gegenüber für unzumutbar empfunden, im Ausland erklären zu müssen, dass da jemand mit uns ist, der meint, die Nazis hätten eine ordentliche Beschäftigungspolitik gemacht. Das kann nur jemand vertreten, dem weltanschauliche Barrieren egal sind, und der überhaupt nicht versteht, wie so etwas abläuft.

War das Ihre Klassifikation des derzeitigen Bundeskanzlers, er ist ja die Koalition mit Haider eingegangen?

Und Österreich hat darunter gelitten – bis heute. Es ist ein Ammenmärchen zu glauben, dass die anderen sich das nicht gemerkt hätten. Außerdem bin ich nicht so sicher, ob die Theorie von der Domestizierung stimmt. Denn Haider hat ja selbst einen Todesdrang entwickelt, den er bis heute konsequent auslebt.

Was ist mit Strache, wird er ein zweiter Haider?

Das wird man erst sehen, zunächst einmal ist er ein Verbalrabauke, der mehr oder weniger keinen Stein auf dem anderen lässt in Bezug auf demagogische, rassistische und religiös anzügliche Äußerungen. Er ist politisch-inhaltlich sehr substanzlos. Es ist nicht überliefert, ob er irgendeine Vorstellung zur Wirtschafts- und Sozialpolitik hat. Es ist überliefert, dass er zur Wanderungspolitik keine Vorstellung hat, wenn er von Minuseinwanderung spricht. Es ist überliefert, dass er von den Arbeitsmärkten keine Ahnung hat. Es ist aber auch wahr, dass er bei der Wiener Landtagswahl 15 Prozent der Stimmen bekommen hat. Das heißt, dass ihm ein bestimmtes Wählerpotential zuströmt. Da wird es davon abhängen, was die anderen Parteien daraus machen, wie sie damit umgehen.

Die Regierung hebt immer wieder Ihren Durchbruch bei der Restitution und bei den Entschädigungen für Zwangsarbeiter hervor. Warum haben sozialdemokratische Regierungen nicht schon früher mehr in dieser Sache zusammengebracht?

In erster Linie muss man sagen, dass die sozialdemokratisch geführten Regierungen bezüglich der Befriedigung der materiellen Rechte und Ansprüche der jüdischen Mitbürger sehr viel gemacht haben. Sowohl im Sozialbereich als auch im Staatsbürgerschaftssector, wie in der Rückgabe und Rückstellung der verschiedenen geraubten Kunstgegenstände ist sehr viel getan worden. In meiner Zeit ist der Nationalfonds geschaffen worden. In gewisser Hinsicht haben wir also aufgebaut, was jetzt fortgesetzt wird.

Wie sind Sie überhaupt mit dem Zustand Ihrer eigenen Partei zufrieden?

Na, das schaut ziemlich gut aus, vor allem nach den wirklich eindrucksvollen Wahlergebnissen in den verschiedenen Bundesländern in den letzten zwei Jahren, und ich nehme an, dass der gute Schwung auch für die Bundespolitik genutzt werden kann. Die zweifellos vorhandenen Schwachstellen der derzeitigen Bundesregierung, also die ÖVP mit einem marginalisierten Koalitionspartner, der sich gerade noch über



Wasser hält, sollten für eine kämpferische Sozialdemokratie eine gute Ausgangslage sein.

Wo liegen Ihre Präferenzen, mit wem sollte die SPÖ koalieren? Würden Sie sich eine große Koalition wünschen, oder sollte man sich in Richtung der Grünen orientieren?

Ich gebe grundsätzlich keine Koalitionsratschläge. Rückblickend ist zu sagen, dass Haider unter den Bedingungen der großen Koalition gewachsen ist.

Haider hat alle zwei, drei Jahre gesagt, dass er der nächste Bundeskanzler werden wird, die Geschichte hat gezeigt, dass er es nicht geworden ist. Durch die schnellen Zuwächse der FPÖ in der Zeit der großen Koalition ist so eine Art Glorifizierung Haiders durch die Nachwelt gewachsen. Dabei ist Haider einer der erfolglosesten Politiker in der österreichischen Geschichte. Denn er hat sich zum Ziel gesetzt, Bundeskanzler zu werden, ist es nicht geworden, er hat sich zum Ziel gesetzt, die Ausländer nicht nach Österreich kommen zu lassen oder, wenn's leicht geht, auch wieder los zu werden, das ist ihm nicht gelungen, er hat den EU-Beitritt bekämpft. Österreich ist seit mehr als zehn Jahren EU-Mitglied und jetzt, in Abwandlung des amerikanischen Satzes, ist er ein „poor man walking“. Es ist nichts übrig geblieben von Haider. Und daher fürchte ich mich auch vor einem Herrn Strache nicht.

Sie analysieren immer wieder auch die Entwicklung der EU. Wie beurteilen Sie denn deren Außenpolitik in Sachen Nahost?

Ich fürchte sagen zu müssen, es gibt keine gemeinsame und in sich geschlossene Außenpolitik. Der EU wird vorgehalten, dass die arabische Seite im Allgemeinen, die palästinensische Seite im Besonderen in der EU mehr Sympathien hat als

»Es ist nichts übrig geblieben von Haider. Und daher fürchte ich mich auch vor einem Herrn Strache nicht.«

die israelische Seite. Man sollte sich sehr genau überlegen, ob das stimmt, und wenn ja, welche Art der Abhilfe man schaffen könnte. Und ich glaube, das sollte die EU auch tun. Denn es zeigt sich, dass die USA im Nahen Osten ein dominierendes Gewicht haben und Europa eigentlich nur sehr marginal vorkommt. Abgesehen von Geschichte, Tradition, geografischer und geopolitischer Nähe ist das ja auch ein Teil der Welt, der wirtschaftlich, aber auch kulturell unendlich viel zu bieten hat. Und hier absent zu sein oder nur gerade als Mauerblümchen irgendwo von der Galerie herunter zu wachsen, ist zu wenig. Aber das heißt schon auch, dass als Voraussetzung dafür eine gemeinsame Außenpolitik konzipiert werden muss.

Gemeinsam sind allerdings offenbar die Vorbehalte gegenüber Israel und die großen Sympathien gegenüber den Palästinensern.

Mit den Palästinensern geht seit langem ein gewisser Mitleidseffekt einher. Dieser Mitleidseffekt kommt einerseits daher, dass die Palästinenser in der arabischen Welt tatsächlich auch „underdogs“ sind. Außerdem lässt die starke amerikanische Unterstützung Israels, nicht zuletzt in Bezug auf militärische Stärke, die Palästinenser auch immer als die Schwachen aussehen. Drittens kommt noch dazu, dass Saudi-Arabien, einer der engsten Verbündeten der USA, gerade von diesen gleichzeitig bezichtigt wird, den Terrorismus, nicht zuletzt auch den palästinensischen Terrorismus, zu unterstützen. Und in diesen scheinbaren Irrgärten will sich so mancher europäischer Politiker gar nicht verirren. Und lässt die Finger davon.

Es geht so weit, dass man auch bei der Unterstützung der Palästinenser oft zu wenig Kontrollmechanismen einschaltet. Große Geldsummen der EU, die für die Infrastruktur in den Palästinensergebieten gedacht waren, verschwinden in den Tiefen der Korruption. Sie haben sicher Recht mit den Kontrollen. Ich höre, dass die zweckentsprechende Verwendung von Geldern, die seinerzeit z. B. Arafat zur Verfügung gestellt worden sind, nicht gesichert ist. Also das heißt, der Kontrollmechanismus scheint nicht gut zu funktionieren.

Auf israelischer Seite wiederum ist es offenbar schwierig, eine gemeinsame Politik zu verfolgen. Rabin musste sein Leben lassen, Peres wurde abgewählt, Barak auch und Sharon hat jetzt größere Probleme. Das Schlimme ist, dass jeder gute Wille durch immer neue Attentate und Vergeltung zunichte gemacht scheint. Also es ist ein Gebiet, das ganz enorme Anstrengungen braucht, von allen Beteiligten. Und dann kommen auch noch die fürchterlichen Ansagen aus Teheran dazu.

Man hat den Eindruck, wenn Sie über die politischen Entwicklungen reden, erwächst in Ihnen eine große Leidenschaft. Fehlt Ihnen die Politik?

Ja, eine gute. ■

Stricken am Mythos

Nicht nur Kanzler Wolfgang Schüssel wusste sich im Jubiläumsjahr ins beste Licht zu rücken. Ein historischer Vergleich zeigt: Jede Regierung nutzte die Staatsvertragsfeiern zur Konstruktion historischer Identität.

VON BARBARA TÓTH



Von Bruno Kreisky kann sogar Wolfgang Schüssel noch etwas lernen: Als im Jahr 1970 das 15-jährige Staatsvertragsjubiläum erstmals unter roter Kanzlerschaft gefeiert werden sollte, zögerte er nicht lange und instrumentalisierte das Datum für sich: Der Sonnenkönig wählte just den 27. April für seine erste Regierungserklärung und „okkupierte“ damit gewissermaßen das Ereignis ganz für seine Politik. Prompt vermutete der damalige „Presse“-Chefredakteur Otto Schulmeister – nicht zu Unrecht –, dass ein „Spielplanwechsel“ bevorsteht. Seine Befürchtung: Österreich könnte „sozialdemokratisiert“ werden und der „Figl-Raab-Part des Gründungsmythos unauffällig gelöscht“ werden. Dreißig Jahre später drehte der erste ÖVP-Kanzler seit den sechziger Jahren, Wolfgang Schüssel, das Rad der Zeit wieder zurück: Ganz klar wurden Leopold Figl und Julius Raab als „Gründungsväter“ der Republik ins Zentrum gerückt – auch, um die historische Legitimation der Wenderegierung zu stärken.

Beide Beispiele zeigen: Wenn Jubiläumsfeiern anstehen, wurde immer nicht nur der Geschichte gedacht, sondern auch Geschichte gemacht. Spätes-

tens mit dem Ende der Großen Koalition war es auch mit dem parteiübergreifenden Konsens zur Nachkriegsgeschichte vorbei. Seitdem ringen eine „rote“ wie eine „schwarze“ Version um Vorrang im öffentlichen Bewusstsein. Im Jubiläumsjahr 1975 wurde der rot-schwarze Kampf um die vergangenheitspolitische Hegemonie zuerst am Büchermarkt ausgetragen: Kreisky brachte im Jahr 1975 sein Buch „Neutralität und Koexistenz“ heraus, in dem er den SPÖ-Anteil am Staatsvertrag hervorhob. Die ÖVP konterte in der Person Karl Heinz Ritschels, Chefredakteur der „Salzburger Nachrichten“, der zwei Bücher über den „Staatsvertragskanzler“ Julius Raab vorlegte. 1980 wiederum organisierte die ÖVP ein eigenes Symposium, um die Meriten Raabs und Figls zu würdigen, währenddessen sich Kreisky am 15. April als „Zeitzeuge“ in einer Gedenkveranstaltung am Vöslauer Flughafen feiern ließ.

Historischer Katzenjammer herrschte hingegen 1990: Binnen eines Jahrzehnts wurden die politischen Pflöcke, auf denen sich die Nachkriegsinterpretation des Staatsvertragsmythos gründete, obsolet. Das Ende des Kalten Krieges und der Zerfall der Sowjetuni-

on stellten die Neutralität in Frage. Die Waldheim-Debatte brachte die „Opferthese“ endgültig zu Fall. Die Politik zog sich aufs Folkloristische zurück: 1990 wurde Gmunden am Traunsee als Ort der Feierlichkeiten ausgesucht, weil es den geografischen Mittelpunkt Österreichs darstellt – besser lässt sich die Hilflosigkeit der Politik im Umgang mit dem Jubiläum nicht versinnbildlichen.

Die „Wende“ bot der ÖVP dafür erstmals in der Geschichte der Zweiten Republik die Chance, die Staatsvertragsfeiern in Alleinregie zu gestalten. Im „kleinen“ Jubiläumsjahr 2000 münzte Schüssel die zentralen Staatsvertragscodes „Freiheit und Unabhängigkeit“ auf die aktuelle politische Sanktionszeit um. 2005 kam dann die große Inszenierung samt Besuch hochrangiger Vertreter der vier Signatarstaaten. Auch diese Idee war nicht neu: Schon zum 10., 25. und 30. Staatsvertragsjubiläum hatte man einen Amerikaner, Franzosen, Russen und Engländer zu Gast in Wien. ■

Webtipp

www.staatsvertrag.at

Ein roter Teppich, posthum aufgerollt

Die Kronen Zeitung streute Simon Wiesenthal anlässlich seines Ablebens im September posthum Rosen. Im Gegensatz dazu steht die lange Kampagne des Massenblatts gegen den Nazi-Jäger, die Mitte der 1970er Jahre ihren Höhepunkt erreichte. Einer der Autoren, damals wie heute: Cato alias Hans Dichand.

IM FOLGENDEN EINE DOKUMENTATION,
ZUSAMMENGESTELLT VON ERWIN JAVOR.

EINST

10. Oktober 1975: Peter Gnam, noch heute innenpolitischer Redakteur der „Krone“, zur Causa Peter: „Nazi-Jäger Simon Wiesenthal behauptete gestern vor Journalisten in Wien, Peter wäre im Zweiten Weltkrieg bei einer SS-Einheit gewesen, die Frauen und Kinder im besetzten Russland ermordet hat. Diese, anscheinend von langer Hand für den Fall einer rot-blauen Koalition vorbereiteten Beschuldigungen wies Peter scharf zurück: Er habe nie an Erschießungen oder sonstigen Repressalien teilgenommen.“

11. Oktober 1975: Hans Dichand alias Cato zur Causa Peter: „Simon Wiesenthal wird fälschlich als Eichmann-Jäger bezeichnet, obgleich man heute weiß, dass es der staatliche israelische Geheimdienst gewesen ist, der mit Hilfe eines deutschen Staatsanwaltes Eichmann ausforschte und entführte. Wiesenthal hat mit diesen Vorgängen nichts zu tun. Dagegen jagt er sehr intensiv den FPÖ-Parteiohmann Friedrich Peter. Wiesenthal enthüllt, dass Peter im Krieg seinen

Wehrdienst bei einer berüchtigten SS-Einheit ableistete, die im Hinterland auf *Banditen, Juden und Zigeuner* Jagd gemacht hat. Peter leugnet nicht, der genannten Einheit angehört zu haben, erklärt aber, nie an Erschießungen oder ähnlichen Aktionen teilgenommen zu haben ...“

Und weiter: „Will man Peter heute, nach mehr als dreißig Jahren, für die

»Das wäre eine Art,
Politik zu machen, wie
wir sie in Österreich
ablehnen.«

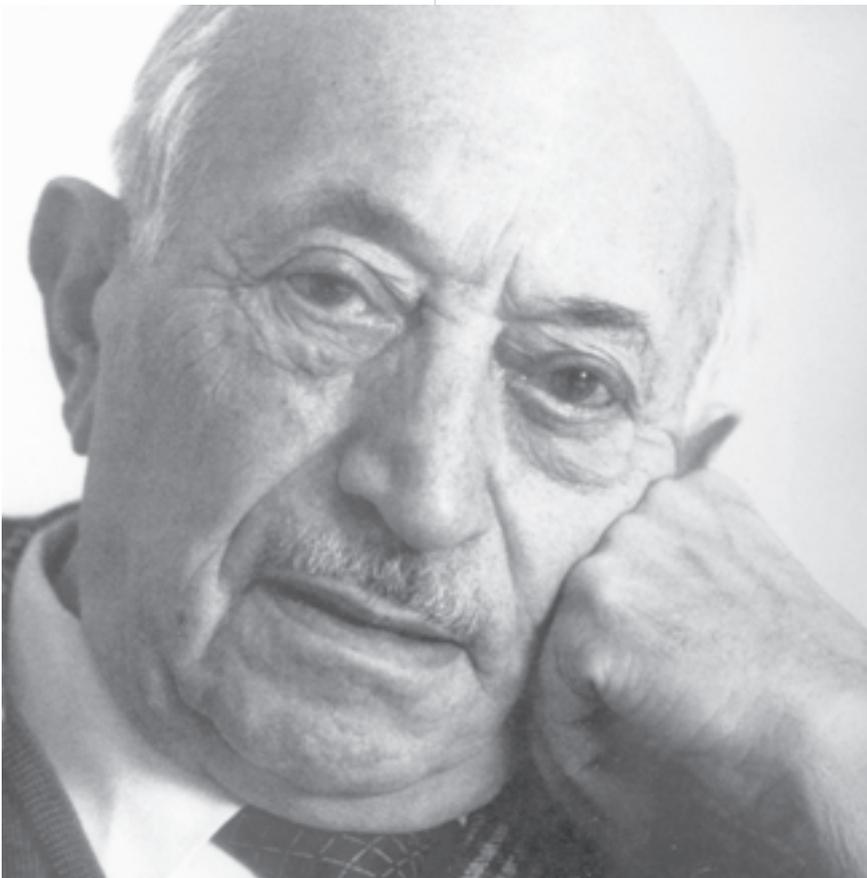
bösen Taten seiner Einheit verantwortlich machen? Er war damals einundzwanzig Jahre alt. Die Veröffentlichung allein muss schon als Kollektivurteil empfunden werden, das nach Rechtssprechung und Volksempfinden unzulässig ist. Dazu der Zeitpunkt: Ging es darum, die Schuld eines Menschen zu ergründen oder auf hintergrün-

dige Weise jenen Politiker zu treffen, der Peter bei einem etwas anderen Wahlausgang eventuell zum Vizekanzler gemacht hätte? Politik mit Enthüllungen? Das wäre eine Art, Politik zu machen, wie wir sie in Österreich ablehnen.“

12. Oktober 1975: Richard Nimmermacher alias Staberl: „Das ist die frischfröhliche Peter-Hatz, die eine der überflüssigsten Figuren auf der österreichischen Szene, Wiesenthal also, jetzt angefangen hat ... Vor allem dient das Ganze der Eitelkeit und dem nachgerade schon unerträglichen Geltungsbedürfnis des Simon Wiesenthal.“

19. Oktober 1975: Hans Mahr, später großer Aufsteiger bei RTL, heute Vorstand der Premiere AG, in der Kolumne „Politik inoffiziell“: „FP-Chef Peter macht sich indes in Südtirol mehr Sorgen über die Gegenwart: etwa über das Aufflammen des Antisemitismus im Anschluss an die Wiesenthal-„Enthüllungen“: *Zwanzig Jahre wird gegen den Antisemitismus gekämpft – und jetzt das!*“ Und dann etwas rätselhaft: „Es sind nicht meine Geister, die da gerufen wurden ...“

»Vor allem dient das Ganze der Eitelkeit und dem nachgerade schon unerträglichen Geltungsbedürfnis des Simon Wiesenthal.«



19. Oktober 1975: Viktor Reimann, Gründungsmitglied der VdU, Vorgänger-Partei der FPÖ, zur Sacharow-Anhörung: „Einen Schönheitsfehler hat dieses Tribunal allerdings. Dem Untersuchungskomitee gehört nämlich auch Ingenieur Simon Wiesenthal an, der meines Erachtens dort falsch am Platz ist. War Wiesenthal vor dreißig Jahren ein Verfolgter, so ist er seit dreißig Jahren dem Lager der Verfolger beizuzählen. Sicherlich, ein Vergleich zwischen den in der Sowjetunion Verfolgten und den Verbrechern des NS-Regimes, auf deren Spur sich Wiesenthal gesetzt hat, käme einer Blasphemie gleich, und es ist deshalb Wiesenthal auch kein Vorwurf zu machen, wenn er in der **Verfolgung von Naziverbrechern seine Lebensaufgabe sieht**. Man muss allerdings für eine solche Lebensaufgabe **einen eigenen Charakter haben**, weil der Mensch im Allgemeinen eher zur Versöhnung neigt. Im Alten Testament werden an mehreren Stellen Hass und Rache verurteilt, und jüdische KZ-Häftlinge haben in einem der ergreifendsten Appelle, die je verfasst wurden, dem

Hass abgeschworen.“ Und weiter: „Doch jedem Menschen sein Pläsier, **noch dazu, wenn man davon ganz gut leben kann ...**“

28. Oktober 1975: Leserbrief, anonym: „Schauen Sie, dass dieses ... Wiesenthal, dieser ..., diese größte ... Österreichs, nur aus Österreich fortkommt!“ Die Leserbrief-Redaktion fügte an dieses Zitat folgende Bemerkung an: „Aus diesem Leserbrief mussten wir auf Grund des Pressegesetzes beleidigende Worte auslassen.“

22. November 1975: Viktor Reimann schreibt: „Wiesenthal und einige ihm hörige Journalisten vertreten die These, dass in Österreich der Antisemitismus, wenn schon nicht offen, so doch heimlich blüht.“

2. Dezember 1975: Schlagzeile auf Seite 3: „So wird Österreich beschimpft!“ Darunter wird festgehalten: „Wiesenthal im Ausland: Nazis in Regierung, die meisten Kriegsverbrecher aus Österreich.“

6. Dezember 1975: Viktor Reimann schreibt: „Wiesenthal ist ein seltsamer Fall. Der Mann will nicht nur gefürchtet, sondern auch bewundert, ja geliebt werden, wenigstens von seinen jüdischen Mitbürgern. Da seine Tätigkeit immer

»Aus diesem Leserbrief mussten wir auf Grund des Pressegesetzes beleidigende Worte auslassen.«

unwichtiger und problematischer wird, ringt er wie besessen um Anerkennung. Noch immer kämpft der jüdische Staat Israel um seine Existenz und benötigt deshalb das Gerede vom Antisemitismus in Österreich, wenn die Vertreter der größten Staaten der Welt wie China, Indiens oder der Sowjetunion für die schändliche Zionismusresolution in der UNO stimmten.“

HEUTE

21. September 2005: Der innenpolitische Redakteur Dieter Kindermann schreibt unter dem Titel „Simon Wiesenthal kämpfte bis zuletzt gegen das Vergessen!“: „Er war unbestechlich, unbequem, eine moralische Autorität. Und die setzte er voll ein, um zu verhindern, dass der Holocaust jemals vergessen wird. Mit dem *Credo Recht, nicht Rache* spürte er weltweit NS-Verbrecher auf – allen voran Adolf Eichmann.“

Etwas später hält Kindermann in seinem Nachruf fest: „*Es gibt keine größere Sünde als das Vergessen*, erklärte immer wieder Simon Wiesenthal. Und so eröffnete er 1961 sein Dokumentationszentrum wieder – diesmal in einem kleinen Büro in Wien. Mit Fahndungserfolgen, die weltweit Aufsehen erregten. Er gab den entscheidenden Hinweis zur Verhaftung von Hitlers Holocaust-Organisator Adolf Eichmann in Argentinien ... Für Wiesenthal gab es keine Kollektivschuld – nur eine individuelle Schuld.“

22. September 2005: Leserbrief von Ing. Harald Schober aus Weiz: „Ein Kämpfer gegen das Vergessen ist tot. Simon Wiesenthal fühlte sich als Überlebender nicht bloß den Toten gegenüber verpflichtet, sondern auch künftigen Generationen. Er wollte *Recht, nicht Rache*, er wollte Aufklärung und Bewusstmachung als Mittel gegen einen möglichen Rückfall in die Barbarei.“

25. September 2005: Hans Dichand selbst greift in die Tasten und schreibt unter seinem Pseudonym Cato unter dem Titel „Gegen uns alle“: „Unser ständiger *Krone*-Korrespondent in New York, Hans Janitschek, berichtete uns, dass die *New York Times*, also eine der mächtigsten Zeitungen Amerikas, Simon Wiesenthal selbst nach seinem Tode kritisiert. Das ist unanständig, und so wollen wir es gar nicht wiederholen.“

Natürlich geht es auch wieder gegen Kurt Waldheim los. Das *Wall Street Journal* bezeichnet in einem Leitartikel den Alt-Bundespräsidenten als *ehemaligen SS-Offizier*. Vielleicht noch in Erinnerung ist, dass die *New York Post* Waldheim als *SS-Schlächter* beschimpfte. Das sind sehr beleidigende Falschmeldungen, denn Waldheim war nie bei der SS.

Wäre es nicht an der Zeit, dass die österreichische Regierung dagegen etwas unternimmt, dass man dem österreichischen Volk zutraut, einen *SS-Schlächter* zum Bundespräsidenten gewählt zu haben?“

Wiesenthal beschimpft Österreich im Ausland:

Lit 200,- 200 5,- Dr 15,- Pp 20,- 200 1,-
 Dienstag, 2. Dez. 1975 / Nr. 5570, 5 S.,
 Wien 19, Muthgasse 2, Telefon 36 52 90

Neue
 Kronen
 Zeitung

- Einige Nazis in der Bundesregierung
- 30-50 Prozent aller Kriegsverbrechen wurden von den Österreichern begangen
- Die größten Nazis waren Österreicher

Die „Kronen-Zeitung“ veröffentlicht Protokoll einer TV-Sendung mit dem „Nazi-Jäger“ Wiesenthal im englischen Fernsehen (S.3.)



Untergang eines „Spions“

Wie hätte die sowjetische KGB-Frau-Schiff „Liberty“ knapp vor England Küste zu sinken? Der britische Geheimdienst glaubt an Spionage. Nach einem Zusammenstoß mit einem Frachter – wir berichteten darüber – war die Rasse im Anmarsch! Ist geworden und geworden. Und dann geschah Unfassbares: die Sowjets ließen sich nicht retten. Zwei Rettungsboote, die die Besatzung schließlich an Bord nahmen, drängten eine jüdische Matrosenbrigade und alle anderen Schiffe ab, die zu Hilfe gekommen waren. Dies hat zu dem Verdacht geführt, daß die „Liberty“ einen Spionagetrip hatte.

ELITE-KÜCHEN
 sind anders als die anderen!
 Schöner – aber nicht teurer
 1070 Wien
 1070 Wien, Wien 8
 Gumpendorfer Str. 110-118

Historikerbericht des Dorotheums vor Veröffentlichung

Eine neue Publikation zum Thema NS-Kunstraub wollte u. a. auch die Rolle des Dorotheums in der NS-Zeit näher beleuchten. Die beiden Herausgeberinnen Gabriele Anderl und Alexandra Caruso stießen dabei nach eigenen Angaben auf eine Mauer des Schweigens. NU hat beim Dorotheum nachgefragt. Fazit: Anfang 2006 wird der lang erwartete Historikerbericht des Auktionshauses veröffentlicht. Spektakuläres Zahlenmaterial ist aber nicht zu erwarten.

VON ALEXIA WEISS



FOTO: ©DOROTHEUM

Die Herausgeberinnen dieses Sammelbandes waren bei ihrem Vorhaben, die Rolle des Dorotheums während und nach der NS-Zeit zum ersten Mal ausführlicher einer interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren, nur bedingt erfolgreich“, schreiben Anderl und Caruso in ihrer Einleitung zu dem Buch „NS-Kunstraub in Österreich und die Folgen“. Einen bereits zugesagten Beitrag des Dorotheums habe man bis zur Fertigstellung des Buchmanuskripts nicht erhalten. „Nach Dafürhalten der Herausgeberinnen ist es jedoch an der

Zeit, nicht Rücksichtnahme, sondern Offenlegung einzufordern – geht es doch um eine Institution, die wie keine zweite nachhaltig vom NS-Kunst- und Kulturgutraub profitiert und es bis heute vermieden hat, sich ihrer Vergangenheit zu stellen.“

Fakt ist: Die 1998 von der Republik eingesetzte Historikerkommission klammerte das Dorotheum aus ihrer Forschungstätigkeit zum Vermögensentzug in Österreich während der NS-Zeit sowie den Rückstellungen und Entschädigungen nach 1945 aus. Dafür sollte das

Dorotheum, damals noch Teil der staatlichen ÖIAG (Österreichische Industrieholding AG), ein eigenes Historikerteam einsetzen. 2002 wurde das Auktionshaus privatisiert – und wird nun von den Brüdern Soravia im Rahmen ihrer Soravia Gruppe (Schwerpunkt: Bau- und Immobilienbranche) betrieben. Ende 2003 legte die Historikerkommission ihren Schlussbericht vor. Seitens des Dorotheums gibt es bis heute keinen Bericht – dafür aber viel Unmut bei Betroffenen.

Erst diesen September veröffentlichte Dorit Bader-Whiteman, eine heute in den USA lebende Emigrantin, nach der auch das letzte noch gegen Österreich offene Restitutionsverfahren („Whiteman-Klage“) benannt ist, im „Standard“ ihre Erinnerungen an die Flucht, den Verlust der Habseligkeiten. Darin heißt es u. a.: „Unsere verbliebenen Habseligkeiten hätten uns nach der Flucht folgen sollen, erreichten uns aber niemals. Ganz nebenbei hörte ich meine Eltern sagen, dass die Möbel, die Kunstgegenstände und alles Weitere im Dorotheum versteigert worden waren. Da ich selbst Dorit heiße, blieb mir dieser Name in Erinnerung.“

Ohne das Dorotheum zu kennen, assoziierte ich damit eine heruntergekommene Altwarenhandlung. Ich sollte eine Überraschung erleben. Vor einigen Jahren war ich in Wien, um bei einer Konferenz über den Holocaust zu sprechen. Als ich am Graben entlang spazierte, sah ich einen Wegweiser, der zum Dorotheum wies. Aufgeregt folgte ich dem Schild und war bald verblüfft – ich fand keine verlotterte Gerümpelkammer, sondern ein Palais. Fein gefertigte Möbel und funkelnde Juwelen betörten meine Augen. Das war also der Ort, wo unsere Besitztümer gelandet

»Seitens des Dorotheums gibt es bis heute keinen Bericht – dafür aber viel Unmut bei Betroffenen.«

waren! Welche Ironie, dass dieses stolze Institut sich herabgelassen hatte, um Hand in Hand mit der Gestapo das Vermögen der fliehenden Juden fortzuschaffen.

Ich betrat also das Gebäude und verlangte den Direktor zu sprechen. Ich verschwieg mein Begehren, denn ich fürchtete, dass ich, falls ich mein Anliegen vorbrächte, keinen Termin erhalten würde. Man sagte mir, der Direktor wäre nicht anwesend, und ob ich mit dem Pressesprecher sprechen wolle. Ich verneinte. Nachdem sich die Aufregung bei der Sekretärin gelegt hatte, erschien ein Mann – ein Anwalt! Auch ohne Erklärungen war ihnen sofort klar gewesen, was der Grund meines Kommens war. Daher war es mir bewusst, dass ich nicht die Erste gewesen war. Das Dorotheum hatte mich wohl in bestimmter Hinsicht sogar erwartet.

Der Mann hatte ein geschäftliches Auftreten. *Ich bin wegen der Besitztümer meiner Eltern gekommen*, teilte ich ihm mit. Der Anwalt erwiderte kurz: *Wir untersuchen diese Angelegenheit.*

Wann werden Sie zu einem Ergebnis kommen?, fragte ich, *es sind bereits mehr als 50 Jahre vergangen.*

Wir werden Sie brieflich verständigen, lautete seine knappe Antwort. Kein Ausdruck des Bedauerns.“

Martin Böhm, Geschäftsführer für den Auktionsbereich des Dorotheums, betonte dazu im Gespräch mit NU: was den Fall von Frau Whiteman betreffe, gebe es ein laufendes Verfahren, er könne also keinen Kommentar dazu abgeben. Die Vorwürfe der beiden Wissenschaftlerinnen Anderl und Caruso weist Böhm zurück. Sehr wohl hätten die Historiker des Dorotheums gerne einen Beitrag geliefert. Doch dann habe es plötzlich geheißen, nun sei es zu spät.

Nun ist die Arbeit der Geschichtswissenschaftler, deren Namen Böhm noch nicht öffentlich kommunizieren will, jedenfalls in der Zielgeraden. Böhm kündigte das Erscheinen des Berichts gegenüber NU für das erste Quartal 2006 an. Die Arbeit habe sich schwierig gestaltet, erläutert Böhm, „darum hat es auch so lange gedauert“. Das Dorotheum habe kein Archiv, durch einen Bombentreffer im Zweiten Weltkrieg sei der Hauptraum zerstört, die meisten verbliebenen Unterlagen seien in den 1970er Jahren skartiert worden. Das sei übrigens immer „auf ministerielle Anordnung geschehen“, schließlich sei das Dorotheum ja bis 2002 in Staatsbesitz gewesen. Die fehlende Aufarbeitung treffe nun die

»Die Geschichte ist bisher sicher nicht in der Form aufgearbeitet worden, wie wir das gerne hätten.«

neuen Eigentümer. „Die Geschichte ist bisher sicher nicht in der Form aufgearbeitet worden, wie wir das gerne hätten.“

Und was ist nun in dem Bericht zu erwarten? Konkrete Zahlen, Auflistungen etc.? Hier verneint Böhm. Aufgabe der Historiker, die übrigens noch vor der Privatisierung des Auktionshauses von der Republik eingesetzt wurden, sei es gewesen, Zusammenhänge herzustellen, die Systematik der Geschäfte in der NS-Zeit aufzuzeigen. Aber auch die hausinterne Durchsetzung des Personals mit Nationalsozialisten bzw. die „Säuberung“, also Entlassung jüdischer oder politisch nicht genehmer Mitarbeiter soll aufgezeigt werden. Einer der beiden Direktoren sei schon vor Machtübernahme der Nationalsozialisten „ein illegaler Ober-Nazi“ gewesen.

Einzelfälle aufzulisten habe insoferne wenig Sinn, als „das Dorotheum ja nur die Versteigerungen durchgeführt hat“, erklärt Böhm. Hier liegt auch der Schlüssel dafür, dass das Dorotheum auch nach Ende des Whiteman-Verfahrens und nach Vorliegen des Historikerberichts keine Restitution in Fällen leisten wird, die die NS-Zeit betreffen. „Hier gibt es ein primäres Missverständnis: Restitution ist eine Naturalrückgabe. Das Dorotheum hat aber kein Eigentum an den versteigerten Objekten, es ist vielmehr ein Makler, der Eigentumsübergang findet vom Verkäufer zum Käufer statt. Natürlich hat das Dorotheum als solches mitgemacht und ist hier sehr aktiv gewesen, da gibt es nichts zu beschönigen. Aber wir sind ja kein Museum. Deshalb können wir auch nichts restituieren.“

Das Dorotheum habe aber sehr wohl – damals noch über die ÖIAG – in den Allgemeinen Entschädigungsfonds eingezahlt, an den Böhm auch bei Vermögen

»Das Dorotheum hat ja nur die Versteigerungen durchgeführt.«

sentzügen in der NS-Zeit in Zusammenhang mit beim Dorotheum eingebrachten Gegenständen verweist. In den Fonds einzuzahlen sei insoferne selbstverständlich gewesen, als das Dorotheum ja über die einbehaltenen Provisionen an den Geschäften verdient habe.

Was aktuelle Fälle betrifft, also Gegenstände, die heute eingebracht werden, und deren Provenienz bei näherer Durchleuchtung auf eine „Arisierung“ oder „Enteignung“ hindeutet, gehe man sehr sensibel vor, betont Böhm. Seit der Übernahme des Dorotheums durch die Soravia Gruppe seien in mehreren dutzend Fällen Objekte von der Versteigerung zurückgezogen worden.

Das Dorotheum setzt dabei auf Mediation zwischen den Einbringern und den Erben der ursprünglichen Besitzer. „Eine Mediation ist die mit Abstand wirkungsvollste und sinnvollste Maßnahme“, so Böhm. Hier müsse man behutsam vorgehen. Denn auch die Einbringer seien oft „perplex“, wenn sie mit der Vergangenheit der Objekte konfrontiert würden. Sie hätten die Stücke oft geerbt oder selbst gutgläubig gekauft. Man übe sich in diesen Fällen daher in Diskretion. „Wenn dann die mediale Keule drübergeschlagen wird, ist das nicht dienlich.“ Es gehe vielmehr darum, eine konstruktive Lösung zu finden, was mit Hilfe von Mediation auch meist gelinge. ■

DOROTHEUM
Wien, I. Spiegelgasse 16

Öffentliche Ankaufsstelle
nach § 14 der Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens.

N^o: 25688

Von: Abraham Hamerfeld, Wien II., Negerlegasse 1

wurden am heutigen Tage nachstehende ablieferungspflichtige Wertgegenstände angekauft:

Laufende Nr.	Gegenstand	10915	Ankaufspreis		Anmerkung
			Reichsmark		
1	1 golgravierte Herrenuhr Springdeckel		100.---		W
2	1 Weissgoldarmbanduhr mit Brillanten		25.---		W
3	1 Schöner Barockperlen 8 Gramm mit Silberschliesse		8.---		W
4	1 Damennadel mit Brillanten 6 Gramm Gold und Silber		120.---		W
5	2 Uhrgehänge mit Brillanten 4 Gramm Gold und Weissgold u. Platin		140.---		W
6	1 Ring mit 2 Brillanten 2 Gramm Weissgold Japanperle gebrochen		15.---		W
7	1 Ring mit Brillanten 1 Onyx 3 ½ Gramm Gold und Silber Amalgam gebrochen		30.---		W
8	1 Damennadel mit Brillanten und Smaragden 2 ½ Gramm Gold u. Silber		20.---		W
9	1 Ohrring mit 1 Rente 1 Gramm Gold und Silber		7.---		W
10	1 Armbkette 1 Durchgangskette 1 lange Kette 45 Gramm Gold		70.---		B I
11	3 Leuchter 1 Tasse 1 Tempelgerät 2 Körbe 1 Aufsatzteil 1 Salzfaß 1 Becher 2 gr. 1 kl. Schöpfer 5 Vorleger 9 gr. 11 kl. Löffeln 23 Gabeln 6 Fischmesser 8.000 Gramm Silber 1 Aufsatzteil mit Silber und Gips 14 Messer 4 Gabeln mit Silberheften ca 100 Gramm Silber		178.---		W
Summe:			722.---		
abzüglich 10%:			72.30		
			650.70		

Wien, am 31. Juli 1939
31. März 1939

1939

Handwritten signature: J. J. J.

ME-0-01-1000 IV 11-17 1938

Gabriele Anderl/Alexandra Caruso (Hrsg.): „NS-Kunstraub in Österreich und die Folgen“, StudienVerlag, Innsbruck 2005, 3-7065-1956-9, 314 Seiten, 33 Euro

Die Publikation beleuchtet einerseits den Kunst-Raubzug der Nazis in Österreich von 1938 bis 1945, andererseits die Restitutionspraxis in den Jahrzehnten nach Kriegsende bis heute. Lesetipp für Kunstliebhaber.

Gedankenlosigkeit im Gedankenjahr oder Unbarmherzigkeit der Barmherzigen?

Wie eine Werbeaktion gut ins Gedankenjahr passt und welche Diskussionen sie in der NU-Redaktion auslöste.

EINE BESCHREIBUNG UND EIN KOMMENTAR VON PETER MENASSE.

MIT EINER WIDERREDE VON ERWIN JAVOR.

Im Oktober 2005, zu Ende des „Gedankenjahrs“, wurde im KURIER und im STANDARD vom „Haus der Barmherzigkeit“ ein ganzseitiges Inserat geschaltet. Zu sehen war das Bild eines Greises, der in diesem Pflegeheim lebt und darunter sein Jugendfoto – als Soldat der deutschen Armee. Das Inserat war Teil einer Werbekampagne, die von der Agentur Lowe GGK kostenlos für das Haus der Barmherzigkeit entworfen wurde. Im Presstext heißt es dazu: „Aktuelle Fotos von hoch betagten PatientInnen werden von authentischen Jugendbildern begleitet. Devise: Das Alter von heute – die Jugend von gestern.“ Die Idee dazu war also, der Jugend zu zeigen, dass sie auch einmal in die Situation kommen wird, Hilfe und Pflege zu brauchen, und damit die Spendenfreudigkeit anzuregen.

Warum es denn für diese Werbung ein Wehrmachtsfoto hatte sein müssen, wollten wir von der Pressestelle des Pflegeheims und von der Werbeagentur wissen. Beide versicherten, dass sie sich der Problematik bewusst gewesen wären, auch lange über diese Frage disku-

tiert hätten, aber dann doch zum Schluss gekommen seien, dieses Bild zu nehmen, weil von dem alten Mann kein anderes Jugendfoto existiere und weil es eben die damalige Zeit reflektiere.

Eine Beschwerde beim Werberat, einer freiwilligen Kontroll-Instanz der Werbeunternehmen, erbrachte Erstaunliches. Man erklärte sich unzuständig –

fen in diesem Zusammenhang auch darauf hinweisen, dass in allen Europäischen Werberäten nur Wirtschaftswerbung geprüft wird, nicht aber soziale oder politische Werbung.“ Schon erstaunlich, dass man also in der Werbung keine moralischen Grenzen einziehen muss, wenn es sich um „soziale“ Werbung handelt.

»Man erklärte sich unzuständig – eine wunderbare Form, eine inhaltliche Aussage zu vermeiden!«

eine wunderbare Form, eine inhaltliche Aussage zu vermeiden! Der erstaunliche Briefftext lautete: „Der Werberat hat Ihre Beschwerde geprüft und entschieden, dass es sich beim gegenständlichen Sujet nicht um Wirtschaftswerbung im Sinne der Statuten des Werberates handelt, so dass eine inhaltliche Prüfung durch den Werberat nicht erfolgen kann. Wir dür-

In der Redaktionssitzung von NU führte diese Art der Bewerbung von Barmherzigkeit mit einem Foto, das für uns alle die Unbarmherzigkeit symbolisiert, jedenfalls zu heftigen Diskussionen. Wir waren uns einig darüber, dass wir uns von dieser Anzeige abgestoßen fühlen, aber was die Werber und die Presseleute des Hauses der Barmherzig-

keit bewegt haben mag, darüber gab es Dissenz. Im Folgenden die zwei Positionen – beide nicht eben schmeichelhaft für die Verantwortlichen dieser Werbeaktion.

Peter Menasse

Für mich ist diese Werbung ein Symbol dafür, dass viele Menschen in Österreich nicht verstehen, was die Zeit des Nationalsozialismus für Wunden auch bei den heute lebenden Nachfahren der Opfer geschlagen hat. Selbst „gute Menschen“, die Alte pflegen, und solche, die für sie kostenlos Werbung machen, gehören dazu. Wo andere ihre Familientraditionen feierten, haben wir in unserer Kindheit die Ermordeten betrauert. Die deutsche Uniform, egal welcher Waffengattung und welcher Einheit, widerspiegelt für uns die Macht, die gemordet hat. Wer das nicht versteht, weil er über die Codes des österreichischen Biotops nicht hinausdenken kann, findet Werbung mit einem Wehrmachtssoldatenfoto harmlos, solange man sich nur vorher brav und ordentlich den Kopf zerbrochen hat. Das ist nicht böse, sondern nur ahnungslos oder gedankenlos oder ignorant.

Diese These wird auch durch den Umstand gestützt, dass in den Anzeigenabteilungen der beiden Tageszeitungen *KURIER* und *STANDARD*, die in ihrem redaktionellen Teil sensibel berichten, niemand Anstoß an dieser Art von Werbung genommen hat. So bleibt das Bild des Wehrmachtssoldaten nicht mehr und nicht weniger als ein Beleg dafür, dass auch das „Gedankenjahr“ spurlos am Denken mancher Menschen in diesem Land vorübergegangen ist. Sie sind nicht böse, sondern nur weit von uns entfernt.

Erwin Javor

Der Mann, der auf den Fotos zu sehen ist, steht stellvertretend für die vielen männlichen Bewohner, die im Zweiten Weltkrieg eingerückt waren. Die Lehre, die aus diesem verbrecherischen Krieg gezogen wurde, ist jedoch höchst unterschiedlich. Ein großer Teil dieser ehemaligen Soldaten glaubt bis zum heutigen Tag, als Mitglied der Armee des NS-Regimes lediglich „ihre Pflicht getan zu haben“, und sind oft auch noch stolz darauf. Gerade im heurigen Gedenk- bzw. „Gedankenjahr“ wird von großen Teilen der österreichischen Bevölkerung der so genannte Schlussstrich vehement gefordert.



Werbung funktioniert heute auf sehr professioneller Basis, noch dazu, wenn sie von einer so renommierten Agentur gestaltet wird. Ich kann mir nicht vorstellen, dass hier etwas dem Zufall überlassen wurde. Es ist der Job eines Werbeprofis, Sujets nicht nur auf den ersten Blick ansprechend bis provokant zu gestalten, sondern auch mit unterschwelliger Botschaften zu arbeiten. Die Aufgabenstellung, möglichst viele potentielle Spender anzusprechen, ist für mich klar zu erkennen. Es wird hier an all jene, die selbst oder deren Väter und Großväter „nur ihre Pflicht getan haben“, die Botschaft ausgesandt, „das ist einer von uns, er hat sich dem Vaterland gegenüber anständig gezeigt, er hat es verteidigt, ihm müssen wir heute helfen“. Die Wirkung dieser Werbung ist nicht aus Gedankenlosigkeit entstanden, sondern wurde penibel einkalkuliert. ■

»Die Aufgabenstellung, möglichst viele potentielle Spender anzusprechen, ist für mich klar zu erkennen.«

Es muss eine Trennung von den Palästinensern geben

Zehn Jahre nach der Ermordung ihres Vaters spricht Dalia Rabin im NU-Interview über dessen Vermächtnis, den kürzlich erfolgten Abzug aus Gaza, aber auch über die Bedrohung Israels durch den Iran. Das Gespräch mit Dalia Rabin, der früheren stellvertretenden Verteidigungsministerin Israels, führte Danielle Spera.

NU: Vor zehn Jahren wurde Ihr Vater ermordet, was bleibt von seinem Vermächtnis?

Rabin: Yitzhak Rabins Vermächtnis hat viele Facetten, erstens einmal das Militär. Er war viele Jahre Soldat, später General und dann Generalstabschef der Israelischen Armee, er hat eigentlich die meiste Zeit seines Erwachsenenlebens damit verbracht, die Militärmacht in Israel aufzubauen. Nach dem Unabhängigkeitskrieg hat er sich geschworen, dass Israel nie wieder eine ähnliche Enttäuschung erleben soll. Von diesem Zeitpunkt an hat er sein Leben nur einem Ziel gewidmet: eine starke Armee aufzubauen. Dieses Ziel hatte er mit dem Sechs-Tage-Krieg erreicht. Damit war es für ihn Zeit, die Uniform ausziehen. Er wurde Diplomat, Botschafter in den USA, danach ein wichtiger Staatsmann. Es gibt also sein militärisches Vermächtnis und das Vermächtnis seiner politischen Leadership. Und das war: ehrlich, bescheiden und moralisch einwandfrei zu handeln, ohne sich selbst je in den Vordergrund zu stellen. Sein wichtigstes Anliegen war, das Leben der Menschen in Israel zu verbes-

sern, vor allem in ihre Ausbildung zu setzen. Bedauerlicherweise hat er nicht viel Schriftliches hinterlassen, aber seine Spuren sind überall in Israel zu finden. In der Industrie, der Infrastruktur, der Landwirtschaft, den Bildungseinrichtungen und im Militär. Er hat all diese Bereiche geprägt. Sie profitieren noch heute von seinem Einsatz. Ich möchte mit dem Rabin-Center den jungen Menschen in Israel seine Werte vermitteln, die Werte, für die er geradestand.

Wie würde er Israel und seinen derzeitigen Zustand beurteilen?

Das ist schwer zu beantworten. In diesen zehn Jahren hat sich die israelische Gesellschaft nicht tief greifend verändert, doch sie ist nicht mehr die gleiche wie damals. Die Umstände sind heute anders. Vielleicht ist es auch irrelevant, denn wir wissen, was seine Vision war – zu seiner Zeit – und dementsprechend können wir auch für heute Schlüsse ziehen. Keine Frage ist jedenfalls, dass der einseitige Schritt, sich aus Gaza zurückzuziehen, Teil seiner Friedensvision ist. Daran besteht kein Zweifel, dies wird

sogar noch dadurch bekräftigt, dass diesen Schritt sein größter politischer Widersacher durchgeführt hat.

Würden Sie also Ariel Sharon als legitimen Nachfolger Ihres Vaters bezeichnen?

Das ist sicher nicht der richtige Ausdruck für ihn. Lassen Sie uns jetzt nicht von einem legitimen Nachfolger reden, sondern von den Fakten. Sharon ist der demokratisch gewählte Premierminister, der zu dem Schluss kam, dass der Gaza-Abzug der einzig mögliche Weg ist, den wir gehen können, und das ist, was zählt. Es steht dieselbe Erkenntnis dahinter, dass nämlich die Separation das einzige Mittel zum Zweck ist, um einen unabhängigen demokratischen jüdischen Staat zu haben. Das war die Vision meines Vaters. Um dieses Ziel zu erreichen, muss es eine Trennung von den Palästinensern geben. Mein Vater glaubte an Verhandlungen, an Zusammenarbeit, Ariel Sharon setzt einseitige Schritte, doch man braucht die Zusammenarbeit, die Versöhnung. Wir werden dahin kommen müssen, denn das ist der einzige Weg, hier zu existieren, zwei Völker nebeneinander.

FOTO: © ODED KARMI



»Sein wichtigstes Anliegen war, das Leben
der Menschen in Israel zu verbessern ...«

FOTO: © ODED KARNI



»Jetzt sollten aber auch die Palästinenser Reife zeigen und beweisen, dass sie den Terror und dass sie ihr Leben in den Griff bekommen.«

FOTO: © ODED KARNI



»Heute ist das Militär nicht mehr sakrosankt, es wird im Gegensatz zu früher oft auch sehr kritisiert.«

Nach dem Abzug aus Gaza waren alle erleichtert, dass es zu keinem Blutvergießen gekommen ist. Seither ist aber nichts mehr passiert. Die Zeitung „Haaretz“ spricht sogar von einem „Betrug an den Unterstützern des Abzugs“.

Ich möchte die politische Lage nicht kommentieren. Ich kann nur sagen, der Abzug war sehr heikel. Es war ganz sicher ein wichtiger und schwieriger Test für den Zustand und die Reife der israelischen Gesellschaft. Wir haben diesen Test gut bestanden. Das sollte auch als Symbol dafür dienen, dass wir zu weiteren Schritten fähig sind. Jetzt sollten aber auch die Palästinenser Reife zeigen und beweisen, dass sie den Terror und dass sie ihr Leben in den Griff bekommen. Mehr möchte ich gar nicht sagen.

Die derzeitige politische Elite scheint in die Jahre gekommen zu sein, Sharon, Peres, die Führer des Landes sind knapp unter oder jenseits der 80. Woran liegt das?

Hoffentlich werden wir eines Tages eine jüngere Generation an der Spitze sehen. Ich sehe das nicht dramatisch, denn meiner Meinung nach gibt es – ohne Namen nennen zu wollen – genug mögliche, künftige Führungsfiguren in allen politischen Gruppierungen.

Früher war die Kibbutz-Bewegung die politische Rekrutierungsarena, woher kommen die jungen politischen Talente heute?

Es war nicht nur die Kibbutz-Bewegung, sondern auch die Armee, aus der die Politiker gekommen sind. Die meisten Po-

litiker hatten eine Karriere in der Armee hinter sich. Heute kommen die Politiker aus allen Bereichen. Die junge Generation rekrutiert sich aus allen Segmenten der israelischen Gesellschaft und das ist gut so, denn es sollten ja möglichst alle Aspekte der Gesellschaft abgedeckt sein.

Hat sich da die Haltung geändert, ist heute eine militärische Karriere, auf die ein Politiker zurückblicken kann, nicht mehr so beeindruckend wie früher? Ihr Vater, Sharon, Barak, um nur einige Namen zu nennen, sie waren Kriegshelden und das hat doch den Wählern imponiert.

Das ist heute kein Thema mehr. Heute ist das Militär nicht mehr sakrosankt, es wird im Gegensatz zu früher auch oft sehr kritisiert. Aber es besteht kein Zweifel daran, wer im Militär groß geworden ist, hat bestimmte Fähigkeiten, die auch in der Politik wichtig sind. In Sachen Führung, Verwaltung, Entscheidungsfähigkeit etc., man gewinnt sicher Erfahrung. Doch heute sind die Generäle nicht mehr die Kriegshelden, die wir einmal verehrt haben und wo wir nicht einmal im Traum daran gedacht hätten, deren Entscheidungen zu kritisieren.

In der israelischen Innenpolitik hat Ariel Sharon für ein Erdbeben gesorgt, er ist aus dem Likud ausgetreten, gründet eine eigene Partei „Kadima- Vorwärts“. Shimon Peres hat die Arbeiterpartei verlassen und sich Sharon angeschlossen, die Arbeiterpartei wird vom nicht gerade erfahrenen Amir

Peretz geleitet. Man hat den Eindruck es bleibt kein Stein auf dem anderen. Werden Sie „Kadima“ unterstützen oder doch die Arbeiterpartei?

Ich sage Ihnen jetzt etwas: Ich leite das Rabin-Center, das sich der Ausbildung junger Menschen verschrieben hat, das ist eine überparteiliche Organisation. Ich möchte daher die neue Parteibildung gar nicht kommentieren. Mir ist es wichtig, dass das Rabin-Center und ich über der Parteipolitik stehen und offen für jeden sind, egal aus welcher politischen Ecke. Ich hatte eine sehr interessante Zeit in der Politik als stellvertretende Verteidigungsministerin und das war genug. Derzeit habe ich mich auch aus meinem „Brotberuf“ als Rechtsanwältin zurückgezogen, um mich ganz dem Rabin-Center zu widmen.

Wie beurteilen Sie die Drohungen aus Teheran, die der neue iranische Präsident Ahmadinejad gegen Israel ausgestoßen hat? Er will Israel von der Landkarte auslöschen.

Unabhängig von dieser Aussage war der Iran immer schon eine große Bedrohung für Israel. Mein Vater war der Ansicht, dass wir zuerst die „lokalen“ Konflikte mit den Palästinensern lösen sollen, bevor wir uns mit den tatsächlichen Bedrohungsszenarien befassen. Das waren zu seiner Zeit der Irak und der Iran. Heute ist der Iran noch immer die größte Gefahr für uns. Denn der Iran ist sehr mächtig und kann von niemandem wirklich kontrolliert werden. Ich denke, wir wissen ganz genau, wann wir uns bereit machen müssen, dem zu begegnen. ■

Dalia Rabin-Pelosoff, Tochter des 1995 ermordeten israelischen Premiers Yitzhak Rabin, Jahrgang 1950, Rechtsanwältin.

1999 Abgeordnete der Zentrumspartei in der Knesset, nach deren Auflösung wechselte sie zur Arbeiterpartei, der auch ihr Vater angehörte. Im März 2001 wurde sie zur stellvertretenden Verteidigungsministerin ernannt, ein Posten, von dem sie im Juli 2002 zurückgetreten ist. Seitdem widmet sie sich ganz dem Yitzhak Rabin Center, einem Aus- und Fortbildungszentrum, das Studenten nach den Idealen Rabins unterrichtet. Angeschlossen ist ein Museum. Eröffnet wurde das eindrucksvolle Gebäude in Tel Aviv im November 2005 (www.rabincenter.org.il). Dalia Rabin-Pelosoff ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Ein Auswahlverfahren, zwei „Neue“ und die Sache mit der Transparenz

Die etwas verwirrende Geschichte, wie die IKG
zu ihren zwei neuen Generalsekretären kam.

VON PETRA STUIBER



FOTO: © CHRISTIAN JOBST

Der Tonfall des Präsidenten oszilliert zwischen nachsichtiger Geduld und anschwellender Genervtheit: „Ich erkläre es Ihnen gerne noch einmal: Die Ausschreibung ist über jeden Zweifel erhaben.“ Sicher? „Ja!“ (Ariel Muzicant seufzt). Und auch die Kompetenzen der neuen Generalsekretäre gegenüber dem Oberrabbinat sind glasklar geklärt? „Ich will Ihnen nicht zu nahe treten – aber in

ralsekretäre als Nachfolger des aus Altersgründen ausscheidenden Amtsdirektors Avshalom Hodik. Der eine Neue, für kaufmännische Angelegenheiten, ist Fritz Herzog. Herzog ist in der Gemeinde ein „alter“ Bekannter – er ist seit zwölf Jahren als Controller tätig. Nach mehreren Sitzungen des Kultusvorstands, bei denen die Meinungen zu gleichen Teilen auseinander gingen,

»Ich erkläre es Ihnen gerne noch einmal: Die Ausschreibung ist über jeden Zweifel erhaben.«

der Kultusgemeinde scheinen Sie sich nicht gut auszukennen.“ Oje, jetzt ist er böse. Aber unter uns, Herr Präsident: Die Sache mit den zwei neuen Generalsekretären für die IKG ist tatsächlich eine etwas verwirrende Angelegenheit. Wie man hört, nicht nur für Außenstehende.

Damit sich alle in Zukunft gut auskennen: Die IKG hat zwei neue Gene-

wurde Herzog am 14. September in geheimer Abstimmung gewählt. 12 der 19 Anwesenden stimmten für ihn.

Der zweite Generalsekretär, zuständig für alle „jüdischen Belange“, ist dagegen ein Newcomer. Rechtsanwalt Israel Feder, bisher in Israel daheim, hat sich für das Amt beworben und gewonnen. Er wird ab 1. Dezember offiziell sein neues Amt antreten. Schon am

6. September dieses Jahres war Feder, nach vorheriger Ausscheidung mehrerer Kandidaten, an die erste Stelle gerufen worden. Und obwohl die Angelegenheit damit geregelt schien, tauchten alsbald Gerüchte auf, der Rechtsanwalt habe sich die Sache noch einmal überlegt. Schließlich ließ Muzicant den Posten in der November-Ausgabe des IKG-Organs „Die Gemeinde“ erneut ausschreiben. Doch nun ist, so der Präsident zu NU, „alles geklärt“: „Herr Doktor Feder hat den Vertrag bereits unterschrieben.“ Das Hin und Her um seine Bestellung erklärt Muzicant mit „persönlichen Gründen“. Feder habe gezögert, weil er seine Kinder nicht während des Schuljahres nach Österreich übersiedeln wollte, doch nun, sagt Muzicant, „haben wir auch dafür eine Lösung gefunden“.

Wie diese genau aussieht, wie es kommt, dass sich ein angesehenes israelischer Rechtsanwalt für eine Funktion in der IKG in Wien interessiert und mit welchen Inhalten Feder seine neue Position ausfüllen wird, will Muzicant nicht beantworten – ebenso wenig, wie er vorerst Feder selbst der Öffentlichkeit (oder zumindest NU) vorstellen möchte: „Man muss dem Mann die Chance geben, sich einzuarbeiten. Wir werden ihn zu gegebener Zeit vorstellen, aber man muss Personen auch schützen.“ „Schützen“ müsse man Feder auch deshalb, weil „es sogar bei dieser Ausschreibung wieder einmal Vorwürfe gab“ – nicht ihm, Muzicant, gegenüber, sondern: „Einige Leute im Kultusvorstand wurden mit dem Vorwurf konfrontiert, die Sache sei nicht transparent gelaufen.“

Muzicant empfindet das als „ungerecht, denn, ehrlich gesagt, bin ich stolz auf unser Auswahlverfahren“. Dieses lief immerhin seit April dieses Jahres, im Juni endete die Ausschreibungsfrist, und über insgesamt 14 Bewerbungen wurde in mehreren Runden befunden. Der Kultusvorstand ließ sich dabei von der Personalberatungsfirma Pendl & Piswanger begleiten – und am Ende kam, zumindest, was die Position des kaufmännischen Generalsekretärs betrifft, ein Ergebnis, mit dem auch Muzicant nach eigenem Bekunden „gut leben“ kann. Kein Wunder, schließlich gilt Herzog innerhalb der IKG schon lange als Vertrauter des Präsidenten. Der beteuert freilich, mit der Kür nichts zu tun zu haben: „Der Präsident hatte bei der Wahl kein Stimmrecht.“



FOTO: © PRESSEINFORMATIONSDIENST DER STADT WIEN

Herzog selbst ist ein freundlicher Mann, der beteuert, er habe von dem Gerücht, seine Kür sei in Wahrheit schon vor der offiziellen Wahl feststanden, noch nie erfahren: „Das höre ich von Ihnen zum ersten Mal.“ Auch, dass intern bemängelt worden sei, dass er kein Jude ist, sei an ihm vorbeigegangen – obwohl das auf der Homepage „Die Jüdische“ (www.juedische.at)

»Einige Leute im Kultusvorstand wurden mit dem Vorwurf konfrontiert, die Sache sei nicht transparent gelaufen.«

sehr offen angesprochen worden war. Sei die IKG eine „Schlangengrube“? Herzog lacht: „Eine interessante Frage. Ich denke nicht, denn sonst wäre ich in den vergangenen zwölf Jahren wohl von einer gebissen worden. Aber bis dato geht es mir gut.“ Auch Herzog will inhaltlich nichts über seine neue Position sagen: „Ich bitte um Verständnis. Wenn sich Herr Doktor Feder eingear-

beitet hat, stehen wir beide gerne zur Verfügung.“

Der Präsident will jedenfalls nicht den Hauch eines Vorwurfs auf sich sitzen lassen: „Die kaufmännische Position ist ein Novum in se. Die Kandidaten wurden genau überprüft – auf ihr fachliches Potential, ihre Ausbildung und berufliche Gesamterfahrung, ihre Management- und Führungserfahrung, ihr Auftreten und ihr kommunikatives und repräsentatives Geschick. Aus diesem Auswahlprozess ist Herr Herzog als der am besten geeignete hervorgegangen.“ Es spiele für Finanzangelegenheiten „überhaupt keine Rolle, dass er kein Jude ist“. Die Bestellung zweier Generalsekretäre sei notwendig geworden ob der Größe und Vielfalt der Aufgaben in der IKG: „Das ist wie ein großes Unternehmen mit 250 Beschäftigten. Da gibt es in der Führung auch ein Vier-Augen-Prinzip. Es ist professionell und richtig, dass wir das nun auch eingeführt haben.“

Muzicant besteht darauf. Mit „Freunderlwirtschaft“ habe das alles nichts zu tun: „Ich habe mich unter großem Zeitaufwand und persönlichem Einsatz um eine sachliche und korrekte Lösung bemüht. Alles war korrekt und transparent.“ ■

Jugend stärker an Wien und die IKG binden

Maxim Slutski ist seit September in der Jugendkommission (JUKO) tätig und als Jugendreferent für die IKG im Einsatz. Der 26-jährige gebürtige Ukrainer will junge Juden an Wien und die Gemeinde binden und will Wien „international positionieren“. NU fragte auch nach, ob an der Spitze der Gemeinde ein Umdenken stattgefunden hat.

VON FRITZ NEUMANN

NU: Die Israelitische Kultusgemeinde in Wien widmet sich seit kurzem vermehrt der, salopp gesagt, „Nachwuchsarbeit“. Sie sind offiziell seit September im Amt. Wie wurden Sie aufgenommen, wie sieht Ihre erste Bestandsaufnahme aus?

Slutski: Ich bin hier sehr herzlich und mit offenen Armen empfangen worden. Die Mitarbeiter der IKG bilden ein gutes Team, mit dem einfach und professionell zu arbeiten ist.

Worin sehen Sie Ihre Aufgaben als Jugendreferent der IKG?

Wenn jemand Probleme hat, dann soll er wissen, er kann hierherkommen und hier werden seine Probleme gelöst. Wir wollen eine Anlaufstelle sein und wir wollen allen jüdischen Jugendlichen die Möglichkeit geben, unsere Veranstaltungen zu besuchen. Also zum Beispiel auch Jugendlichen, denen oder deren Eltern dafür eigentlich das Geld fehlt. Generell ist es ein Ziel, nicht nur die ungefähr 1.500 Kinder und Jugendliche, sondern auch die Eltern mit einzubeziehen und alle zu betreuen, die sich für jugendlich halten.

Die Jugendarbeit der IKG ist in der Vergangenheit des Öfteren, auch von NU, als oberflächlich kritisiert worden. Es wurde kaum jemals zu politischen und moralischen Fragen Stellung genommen. Welches Programm schwebt Ihnen vor?

Wir haben zum Beispiel noch am Todestag von Simon Wiesenthal spontan eine Gedenkfeier veranstaltet. Wir bringen Broschüren, wie zu Chanukka einen „Family Guide“, heraus, da gibt's außerdem eine eigene CD mit Liedern für Kinder. Wir wollen Seminare und internationale Wochen in Wien organi-

»Wir wollen eine Anlaufstelle sein ...«

sieren. Für Februar sind „Free Trips to Israel“ geplant, zu Neujahr steigt im Hotel Hilton eine große Party, außerdem kommen 2006 ein Sportfest und ein Fußballturnier auf uns zu. Insgesamt darf es natürlich nicht nur um Partys gehen.

Hat an der Spitze der Gemeinde, was den Nachwuchs betrifft, ein Umdenken stattgefunden?

Man hat verstanden, dass in die Jugend investiert werden muss. Schließlich wird jemand in zwanzig Jahren die Gemeinde führen müssen. Immobilien sind wichtig, um die Gemeindestruktur zu finanzieren. Aber genauso muss Geld in die Zukunft gesteckt werden. Die Gemeinde unterstützt meine Ar-





FOTOS: © FRITZ NEUMANN

beit, und Rafael Schwarz, der Vorsitzende der Jugend-Kommission, investiert besonders viel Zeit, will viel bewegen und verändern. Aber die Spitze der Gemeinde reicht nicht aus. Alle Mitglieder sind aufgefordert mitzugestalten.

Bewegung und Veränderung erfordern Geld und Engagement. Wie werden die neuen Aktivitäten finanziert, wer unterstützt Sie? Natürlich erfahre ich Unterstützung von Seiten der Gemeinde. Darüber hinaus schließen wir Kooperationen mit anderen Organisationen. Sehr große Unterstützung bekommen wir nicht nur von den Gemeinde-Mitarbeitern, sondern natürlich auch von den fünf Wiener Jugendorganisationen, denen ein ganz großes Lob für Ihr Engagement gebührt.

»Momentan sind Deutschland und England en vogue ...«

Immer wieder verlassen junge Juden Wien, um für eine Zeit lang nach Israel zu gehen oder im Ausland zu studieren, etliche kehren nicht zurück. Wie groß ist die Gefahr einer Überalterung der jüdischen Gemeinde in Wien? Wie wollen Sie gegensteuern?

Bis jetzt ist bei vielen die Bindung zu Wien und zur IKG nicht stark genug, dem wollen wir natürlich gegensteuern. Dabei ist die Lebensqualität in Wien sehr hoch. Wir wollen zeigen, dass es jüdisches Leben in Wien gibt. Wir wollen mit Deutschland, mit der Schweiz und anderen europäischen Ländern konkurrieren können. Momentan sind Deutschland und England en vogue, dort tut sich auf dem Veranstaltungssektor besonders viel. Wir wollen aufschließen, mit den Seminaren, mit den internationalen Wochen, mit Festivitäten. Wir wollen Wien international positionieren. ■



Maxim Slutski:

geboren am 4. Jänner 1979 in Kiew. Aufgewachsen in der Ukraine, in Israel (Jerusalem), Frankreich und Deutschland (Abitur in Frankfurt/Main). Begann mit 16 in der Jugendarbeit (Jugendleiter, Gruppenleiter, Campleiter). Lebte eine Zeit lang in New York. Arbeitete für die Ronald S. Lauder Foundation in Deutschland und New York sowie für die New Gallery (Finance Department) in New York. Seit 2004 in Wien. Sprachen: Russisch, Englisch, Deutsch, Hebräisch.

Infos

m.slutski@ikg-wien.at, 01/531 04-207

JUKO-Events, Initiativen, Pläne

„Investition gegen Assimilation“: Situationsbericht und Ausblick, Feiertagsbroschüre für Kinder, an alle Haushalte (Altersgruppe 8 – 30) verschickt, weitere 250 Stück verteilt

11. Dezember

„Tanzreise um die Welt“, Vorstellung im Odeon-Theater, 19 Uhr

18. Dezember

Chanukka-Party, Haus der Begegnung, 1020 Wien

29. Dezember bis 1. Jänner

„New Year Event“ mit 300 Studenten aus ganz Europa, Hotel Hilton, siehe www.ecjs.org

6. bis 15. Februar

„Free Trips to Israel“, siehe www.ecjs.org

April

„March Of The Living“, siehe www.mol2006.at

Chanukka-Family-Guide

Errichtung eines Pädagogischen Zentrums

Hadracha-Seminar für Jugendliche

Eine völlig unkorrekte Betrachtung über Ein- und Ausgang des Schabbat

Kommt Ihnen diese Szene vielleicht bekannt vor?

VON HARRY BERGMANN

Natürlich war ich selbst schuld ... wenn man schon „davonnen“ geht, dann bleibt man gefälligst bis zum Schluss ... ich aber musste ja unbedingt schon vorher aus dem Tempel stürmen ... mit schlechtem Gewissen zwar, aber doch ...

... beim Ausgangstor angekommen, war es dann aber sowieso gleich aus mit dem Stürmen ... mit entschlossener, nein, verschlossener Miene stellte sich mir dieser junge Mann in den Weg ... für ein paar Augenblicke kam er mir irgendwie bekannt vor ... doch schnell war klar, dass ich nicht „ihn“ kenne, sondern nur „jemanden wie ihn“ ... und zwar aus dem Kino ... diese hünenhaften Burschen mit den geilen Ohrstöpseln und Mikros ... Security! ... Sie wissen schon ...

... er sprach schnell und er sprach fließend ... IWRITH ... ich verstand nur bruchstückhaft, was er von mir wollte ... wieder schlechtes Gewissen ... ich hätte doch den Ulpan ... na ja, auch ohne Ulpan brauchte ich nicht

allzu lange, um ohne Zweifel zu begreifen ...: DER LÄSST MICH NICHT RAUS !!!! ...

... was ich denn eigentlich wollte, fragte er, nachdem er gnadenhalber auf schlechtes Englisch umgestiegen war ... „ich will Rrrraussss!“ ... ja, was ich denn draußen wollte ... und ob ich früher schon mal draußen war? ... und ob ich ihm beschreiben könnte, wie es draußen aussieht? ... die Fragen prasselten ... „Wie es draußen aussieht?“, wiederholte ich triumphierend ... damit konnte ich locker dienen („besser als du, du Wien-Banause“, dachte ich) ... und schon fing ich an Staatsoper, Rathaus, Parlament zu beschreiben ... kein Allgemeinplatz war vor mir sicher ... ich ahnte, worauf es ihm besonders ankam, und ließ auch die Anzahl der jeweiligen Stockwerke nicht unerwähnt ..., aber was immer ich sagte, er blieb regungslos ... schließlich holte ich, mit einem wissenden Lächeln, zum finalen Befreiungsschlag aus: „Café Europe!!!!“ ... Nichts!!! ...

... das Schlimmste während dieses peinlichen Verhörs aber war, dass Leute, die ich noch nie im Leben im Tempel gesehen hatte ... völlig unbehelligt an mir vorbeigewunken wurden ... die gingen doch glatt da raus, als würden sie das täglich tun ...

... „Kennen Sie jemand draußen? Können Sie mir einen Namen nennen?“, ging es weiter. „Ja“, sagte ich voller Verachtung und ließ mich nicht lumpen. „Häupl!“ ... er lächelte nur, „den kennt jeder!“, schmetterte er mich ab ... sinnlos, ich komm da nicht raus ... hätten sie mich doch gar nicht erst reingelassen ... aber Pech, was ich hab, stehen ja jetzt nette Burschen und Mädels draußen, die die Leute kennen ...

Ich glaube, ich würde heute noch schweißgebadet dort stehen, wenn ich nicht endlich – genauso schweißgebadet – aufgewacht wäre. Natürlich war ich selbst schuld. Ich musste doch mittlerweile wissen, dass ich immer diese verkehrten Träume habe, wenn ich zu spät zu schwer (koscher?) esse. ■

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

1	2	3		4		5			6
7			●		●		●	●	
8			9		●	10	11	12	
13					●	14			
15					●		●	16	
	●		●	17			18		
	●	19	20		●	21			
22	23				●	●		●	
24			●		●	●		●	
25		●	26	●	27				
28		29		●	●	●		●	
30				31	●	32			
33		●	34		35			●	
	●	●		●		●		●	

WAAGRECHT

- Wiener Bankiersfamilie, einst Stütze des Metternich'schen Regimes
- Englische Epoche
- Von hint' nach vorn gelesen
Tunichtgut, das *N* statt *M* am Ende alles verwirren tut
- So prostet man im Norden zu
- Gäb's hier einen Genitiv, im zweiten Fall man ihn hier Zeuge oder Bürge rief
- Weder Lüge noch Gerücht, denn doch ein vegetarisches Gericht
- Das *S* am Ende sei ein *Z*, wenn man nur einen Dolmetscher hätt'
- Englisches wir
- Diese machen, vereinfacht niemandem das Leben
- Logisch fügst du hinten an, natürlich scheint das Wörtchen dann
- Durcheinander geratene Habe
- Von rechts nach links Bankrott
- Laufe, aber englisch
- Miniaturausgabe des gefüllten Fisches?
- Schmal und klein und zwischen Häuserzeilen
- Eins hier gänzlich durcheinander
- Wer ist witzik?
- Von hint' nach vorn nicht falsch
- Zwielaut
- Den Großvater könntest du auch ohne *Mittel-i* erkennen

SENKRECHT

- Hier im Plural gern geseh'n, zeigt er sich auch bei *1 waagrecht* schön
- Auch die Lateiner beten
- Ach Väterchen, ich nenn dich so, weil ich weiß, es macht dich froh
- Sollst ihn nicht schimpfen, weil er dumm, er weiß ja nicht einmal warum
- Moses Mendelssohn ist ihr Vertreter, im 18. Jahrhundert und nicht später
- Arme Schlucker sind wohl diese, manchmal faule, manchmal fiese
- Newsweek international edition?
- Englisch einfach unterlegen, kannst du dich nicht mehr bewegen
- Hochdeutsch lange für ein kleines oi
- Ob der Gewinn dich wirklich freut, Vermögenszuwachs folgt dem Leid
- Franz. Pronomen mask.
- Gut, schön und fein, könnt' Essen, Geschäft oder Schickse sein
- Auf Hochdeutsch hier nicht angenehm, die Zore dulden, nicht ver-stehn
- Ob Lesezentrum oder Langzeit, die kurze Lösung ist nicht unweit
- Eat kosher, short and upwards
- Talmud daily
- In *12 senkrecht* schon dabei, hier von unten das Geschroi

NS-Zeit durch zwei Schlüssellöcher

Das stadtTheater walfischgasse lässt Anfang 2006 mit zwei beeindruckenden Produktionen aufhorchen. Mit „Heimat, sweet Heimat“ und „Empfänger unbekannt“ stehen zwei außergewöhnliche Eigenproduktionen auf dem Programm des Theaters, die sowohl durch den Inhalt als auch durch die Besetzungsliste für Schlagzeilen sorgen. Sie bieten Einblicke in die NS-Zeit aus zwei verschiedenen Perspektiven.

VON DANIELLE SPERA

Karlheinz Hackl und Peter Pökl
in „Empfänger unbekannt“

Schon im Jänner feiert die Eigenproduktion „Empfänger unbekannt“ Premiere. Der kurze Roman der US-Autorin Kathrine Kressmann Taylor erschien zum ersten Mal 1938 in der Zeitschrift „Story“. „Empfänger unbekannt“ ist ein fiktiver Briefwechsel aus der Zeit von November 1932 bis März 1934. Er erzählt die tragische Geschichte einer Freundschaft: Der Jude Max Eisenstein und der deutsche Einwanderer Martin Schulze führen in San Francisco gemeinsam eine Kunstgalerie, bis Martin Ende 1932 nach Deutschland zurückkehrt und in München eine Nazi-Karriere macht. Der Briefpartner in Kalifornien sorgt sich um seine Schwester Gisela, die in Berlin Theater spielt, und er bittet den alten Freund, sie zu beschützen. Martin verweigert jegliche Hilfe und überlässt seine einstige Geliebte der SA. Als Max davon erfährt, nimmt er auf subtile Art Rache ...

In dem Briefwechsel wird der Stimmungswandel in Deutschland rund um die Machtergreifung Adolf Hitlers beklebend nachgezeichnet. „Empfänger unbekannt“ beschreibt aber auch das Zerschlagen einer Freundschaft, Verrat und Vergeltung.



Anita Ammersfeld und Helmut Wallner
in „Heimat, sweet Heimat“



FOTOS: ©LUKAS BECK

1939 brachte der Verlag Simon & Schuster „Empfänger unbekannt“ als Buch heraus und verkaufte eine Gesamtauflage von 50.000 Stück – für die damalige Zeit eine beachtliche Zahl. Die New York Times Book Review urteilte: „Diese Geschichte ist rundherum gelungen. In literarischer Form wurde der Nationalsozialismus noch nie so wirkungsvoll angeklagt.“

Die Autorin, die ein so großes Echo hervorrief, war bis dahin unbekannt: Kathrine Kressmann Taylor hatte bis 1928 als Werbetexterin gearbeitet und sich danach ihren drei kleinen Kindern gewidmet. „Empfänger unbekannt“, so berichtete sie, sei aus dem Leben gegriffen und beruhe auf mehreren wahren Briefen. In vielen Gesprächen mit ihrem Mann habe sich dann die endgültige Form herausgebildet.

1992 druckte STORY in seiner Sommerausgabe „Empfänger unbekannt“ noch einmal ab. Danach wurde in den Buchbesprechungen gefordert, das Werk sollte Pflichtlektüre an allen Schulen werden, es habe einen Ehrenplatz in jedem Bücherregal verdient. Jetzt ist das Stück erstmals in Wien zu sehen. Für das stadtTheater bearbeitete und adaptierte Isabella Suppanz den Text. Die beiden

Kunsthändler, der in den USA verbliebene Max Eisenstein und der nach Deutschland zurückgekehrte Martin Schulze, werden von den Publikumslieblingen Karlheinz Hackl und Peter Pökl gespielt. Premiere ist am 18. Jänner 2006.

Das zweite herausragende Stück ist „Heimat, sweet Heimat“ von Charles Lewinsky, dem Autor der erfolgreichen Eröffnungsproduktion des *stadtTheaters walfischgasse*, „Freunde, das Leben ist lebenswert“. Die Musikrevue „Heimat, sweet Heimat“ schließt thematisch daran an. Während die Eröffnungsproduktion das Schicksal von Künstlern im KZ – Fritz Löhner-Beda, Fritz Grünbaum und Hermann Leopoldi – zum Thema hatte, stehen in „Heimat, sweet Heimat“ Emigranten, denen die Flucht in die USA gelungen ist, im Mittelpunkt. Schauplatz ist ein Wiener Café in New York während der Nazi-Zeit, wo die Emigranten in ihr neues Leben begleitet werden. Das Lokal wird zum Zufluchtsort für jene, die dabei sind, sich eine neue Existenz aufzubauen, aber dennoch ihre Heimat nicht vergessen können.

In „Heimat, sweet Heimat“ wird dem facettenreichen Schaffen der Exilkünstler Rechnung getragen. Den Theaterbe-

sucher erwarten Kompositionen von Hermann Leopoldi, Fritz Spielmann, Gerhard Bronner oder Friedrich Hollaender. Und auch dem Exilkabarett wird Platz eingeräumt, etwa mit der Nummer „Greenhorn denkt nach“ von Karl Farkas.

Für die Schauspielerin und Sängerin Anita Ammersfeld wird sich in dieser Produktion zum ersten Mal der Vorhang an ihrem eigenen Theater heben. Sie spielt in „Heimat, sweet Heimat“ eine Emigrantin, deren Mann der NS-Vernichtungsmaschinerie zum Opfer fiel und die in den USA nun selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen muss. Und so eröffnet sie ein Wiener Café in New York. Die Regie übernimmt Hanspeter Horner. Premiere ist am 2. März 2006.

„Empfänger unbekannt“ und „Heimat, sweet Heimat“, zwei bemerkenswerte und außergewöhnliche Stücke, die dem Publikum nachhaltig in Erinnerung bleiben werden. ■

stadtTheater walfischgasse

Walfischgasse 4, 1010 Wien

Karten unter 01/512 42 00 oder auf
www.stadttheater.org

„Sie haben weggeschaut“

Christiane Hörbiger liest von 6. bis 9. Februar 2006 am stadtTheater walfischgasse aus der Biografie Leon Zelmans. Die Einnahmen dieses Lese-Zyklus spendet die Schauspielerin karitativen jüdischen Einrichtungen. Im Gespräch mit NU erläutert Hörbiger ihre Beweggründe, gibt aber auch Einblick in ihre persönliche Familiengeschichte.

MIT CHRISTIANE HÖRBIGER SPRACH ALEXIA WEISS.



FOTO: © CHRISTIANE HÖRBIGER

Warum sie gerade aus der Biografie Zelmans, Leiter des Jewish Welcome Service, lesen möchte, wollte NU von Hörbiger wissen. Weil sie die Lektüre „erschüttert“ habe, so Hörbiger. Weil die Dinge so kühl und sachlich geschildert seien und diese Geschichte unter die Haut gehe. Weil sie die persönliche Widmung Zelmans „gerührt“ und sie über diese Widmung zu weinen angefangen habe. „Ich habe mir da gedacht, vielleicht habe ich doch durch das Verhalten meiner Eltern (Paula Wessely und Attila Hörbiger, Anm.) immer wieder das Gefühl von einer persönlichen Wiedergutmachung oder einem persönlichen Wiedergutmachen-Müssen.“

Ihre Eltern seien Mitläufer gewesen, sagt Hörbiger. „Beziehungsweise mein Vater war ja auch in der nationalsozialistischen Partei, was man uns Kindern aber erst viele Jahre später gesagt hat.“ Die Tragweite der Konzentrationslager

hätten ihre Eltern aber auch erst langsam mitbekommen. „Und das glaube ich heute so interpretieren zu können – sie haben weggeschaut.“

Ein Leben lang seien sie und ihre Geschwister von den Eltern mit Sätzen wie „Ihr habt ja keine Ahnung“ bedacht worden. In den Achtzigern habe sie aber dann von ihrer Mutter Antwort auf die eine Frage haben wollen: warum diese 1941 den NS-Propagandafilm „Heimkehr“ gemacht habe. Eine Nacht habe sie mit Paula Wessely, damals 78, „durchgestritten“. Das Fazit: Es war Angst. „Sie haben Ja gesagt, um Gefahren von der Familie abzuhalten und haben es vielleicht auch nicht so ernst genommen. Aber ich glaube, das Vorherrschende war schlicht und einfach Angst, Nein zu sagen zu dem Film.“ Zu dem Zeitpunkt seien bereits zwei Kinder auf der Welt, das dritte in Erwartung gewesen und Wessely sei nur der deutschen Sprache mächtig gewesen. Die Konsequenz eines Nein wäre gewesen, dass die Mutter keine Arbeit mehr gefunden hätte.

Wen sie nun mit ihrem Lesezyklus vorrangig ansprechen wolle? „Junge Leute, die Politikern glauben, die behaupten, den Holocaust hat es nicht gegeben. Junge Menschen, die ohne zu hinterfragen das glauben, was ihnen zum Teil ihre Eltern, zum Teil Politiker

oder aber auch Menschen wie der kürzlich in Österreich verhaftete Revisionist Irving einzureden versuchen.“

Nach der Lektüre der Biografie Zelmans fühle sie sich in ihrer Überzeugung bestätigt, „das darf, solange ich am Leben bin, nicht mehr vorkommen“. Nun wolle sie ihre Fernseh-Popularität nutzen, um ein Publikum zu erreichen, das eigentlich nicht in Lesungen gehe. „Das ist mein kleiner, winziger Beitrag.“ ■



„Ein Leben nach dem Überleben“

Christiane Hörbiger liest aus der Biografie Leon Zelmans

Lesezyklus am 6., 7., 8. und 9. Februar, Beginn jeweils 20 Uhr
Tickets: 21 Euro pro Abend, Paketpreis für alle vier Abende 63 Euro
stadtTheater walfischgasse, Walfischgasse 4, 1010 Wien
Karten erhältlich auf www.stadttheater.org oder unter 01/512 42 00

„Ein Leben nach dem Überleben“, aufgezeichnet von Armin Thurnher, Verlag Kremayr & Scheriau, Erweiterte Neuauflage, Wien 2005, 232 Seiten, 3-218-00750-X, 19,90 Euro

Das Brot des Lebens

Mit den Juden ging der
Bagel um die Welt.

VON AXEL REISERER, LONDON



»Doch nicht jedes kreisrunde Brot mit einem Loch in der Mitte ist ein richtiger Bagel.«



FOTOS: © AXEL REISERER

Der Optimist sieht den Bagel, der Pessimist sieht das Loch (Leonard Sorcher, *Life's Little Jewish Instruction Book*).

Wir sind, was wir essen. Wer sich vorwiegend von Hamburgern ernährt, drückt zumindest nicht gerade Distanz zu den USA aus. Wer Pasta liebt, wird Italien nicht hassen. Beim Verzehr von Sushi genießen wir auch die Raffinesse Japans. Und wer einen Bagel kauft, der hält mehr als einen Ring aus gebackenem Germteig in der Hand. „Der Bagel hat keinen Anfang und kein Ende wie der ewige Kreislauf des Lebens“, schreibt Claudia Roden in „*The Book of Jewish Food*“.

Doch nicht jedes kreisrunde Brot mit einem Loch in der Mitte ist ein richtiger

Bagel (auch Beigel, Beygl oder Baygl geschrieben, bis sich die amerikanisierte Schreibweise durchgesetzt hat). Zwar besteht ein Bagel in seiner reinsten Form eigentlich nur aus Mehl, Germ, Wasser und Salz. Dennoch gibt es unzählige Rezepte, die einst als Geheimnisse von Generation zu Generation weitergegeben wurden, um den besten Bagel herzustellen.

Eine Besonderheit zeichnet jedoch jeden Bagel aus: Der rohe Teigring wird erst kurz in siedendem Wasser gekocht, dann abgeschreckt und schließlich gebacken, bis eine goldbraune Kruste entstanden ist. Der perfekte Bagel ist innen flaumig weich und außen knusprig.

Manche lesen aus dieser Verbindung von Wasser und Feuer und der kreis-



Sammy Minzly in seinem Beigel Bake

»Ebenso ungeklärt ist bis heute die genaue Herkunft des Bagels.«



runden Form dieses aus schlichten Zutaten bereiteten Gebäcks einen geradezu symbolischen Charakter ab. Roden schreibt: „Wegen seiner Form wurde der Bagel in alter Zeit als Schutz gegen Dämonen und böse Geister gesehen, der den bösen Blick abwenden und Glück bringen sollte. Aus diesem Grund reichte man Bagels bei Beschneidungen, wenn eine Frau niederkam und nach Begräbnissen.“ Eine profanere Erklärung für das Loch in der Mitte des Bagels ist, dass man die Ringe auf eine Schnur oder einen Stab ziehen und damit größere Mengen bequem transportieren konnte.

Ebenso ungeklärt ist bis heute die genaue Herkunft des Bagels. Eine Legende besagt, dass es von einem jüdischen Bäcker in Wien 1683 als Dank an Jan Sobieski für die Befreiung von den Türken geformt wurde. Die runde Form sollte den polnischen König, einen passionierten Reiter, an die Steigbügel seiner geliebten Pferde erinnern. Das Wort Beygl leitet sich demnach direkt vom Wort Bügel ab.

Dem widerspricht Leo Rosten in seinem Standardwerk „The Joy of Yiddish“, demzufolge die erste schriftliche Erwähnung des Bagels bereits 1610 in den Verordnungen der jüdischen Gemeinde von Krakau zu finden ist. Dort heißt es, dass Bagels zu jenen Geschenken gehören, die man Wöchnerinnen und Hebammen als Glücksbringer bringen soll. Bagels werden außerdem als taugliches Hilfsmittel für zahnende Kinder erwähnt. Aus dem Umstand, dass das Wort „Beygl“ in dem Text nicht weiter erklärt wird, schließt Rosten, dass das Gebäck 1610 in der Gemeinde bereits allgemein bekannt war und damit noch bedeutend älter ist.

Wer auch immer den Bagel erfunden haben mag, alle Spuren führen in die jüdischen Gemeinden Mittel- und Osteuropas, die längst nicht mehr existieren, deren Erbe aber weiterlebt. Überall in Polen kann man bis heute am Markt und auf der Straße „obwarzanki“, mit Sesam oder Mohn bestreute Brotringe, kaufen. In Russland findet man dasselbe Gebäck unter dem Namen „bubliki“. In seinem zweiten Cellokonzert verwendet Dmitri Schostakowitsch ein Motiv aus dem Odessaer Straßenlied „Kauft meine Bubliki, kauft!“

In der Stadt am Schwarzen Meer erzählte man sich einst folgenden Witz: „In einer der zahllosen Musikschulen Odessas fragt der Lehrer seine Schüler:

Viele der besten Geigenspieler der Welt waren und sind Juden. Aber wir haben keine berühmten Pianisten hervorgebracht. Warum? Was ist der Unterschied zwischen den beiden Instrumenten? Ein Schüler meldet sich zu Wort: Haben Sie jemals versucht, mit einem Klavier zu flüchten?“

Als man sich diesen Witz erzählte, war die jüdische Massenemigration aus Russland und Osteuropa bereits voll im Gang. Mit ihnen kam Ende des 19. Jahrhunderts auch der Bagel nach Westeuropa und in die Vereinigten Staaten. Allein in New York lebten 1910 offiziell rund 800.000 osteuropäische Juden, das waren 14 Prozent der damaligen Bevölkerung, schreibt



Nancy L. Green in ihrer Studie „Immigrant Jews in Paris, London, and New York“.

Rasch entstanden in New York in düsteren Kellerlokalen zahlreiche Bagel-Bäckereien. 1907 wurde die International Bagel Bakers Union gegründet, in der sich die damals rund 300 Bagel-Bäcker der Stadt zum Schutz ihres Berufs organisierten. Nur Söhne von Mitgliedern wurden als Lehrlinge in Bagel-Bäckereien aufgenommen.

Über die jüdische Gemeinde hinaus Verbreitung fand der Bagel dann Ende der 1920er Jahre, als der aus Lublin emigrierte jüdische Bäcker Harry Lender die erste Großproduktion aufzog, in der täglich bis zu 400 Bagels von Hand gefertigt wurden. In vielen Einwandererkommunen New Yorks setzte sich der Bagel durch und die verschiedensten



Varianten kamen auf. Der Klassiker schlechthin ist bis heute der Bagel mit Räucherlachs und Streichkäse.

Zu einem Massenprodukt wurde der Bagel in den USA schließlich, als Mitte der sechziger Jahre jahrzehntelange Bemühungen der Familie von Meyer „Mickey“ Thompson, einem jüdischen Einwanderer aus dem englischen Hull, zur Herstellung einer Bagel-Maschine von Erfolg gekrönt waren. Heute werden in den USA und Großbritannien Milliarden Dollar Umsätze mit maschinell hergestellten Bagels gemacht, die in jedem Supermarkt zu finden sind.

Auch Lender's Bagels gibt es noch, doch die Marke gehört seit 1984 dem Lebensmittel-Multi Kraft. Die Söhne von Firmengründer Harry, Murray und Marvin, wollten jedoch mit dem Industrieprodukt „ohne Kruste, ohne Geschmack, ohne Charakter“ nichts zu tun haben und gingen zurück zu den Wurzeln. Sie begannen, wieder von Hand Bagels herzustellen.

»... zurück zu den Wurzeln«

Diesen Weg hat Sammy Minzly nie verlassen. Seit fast 35 Jahren betreibt er in der Brick Lane im Londoner Eastend seine Bagel-Bäckerei, die 365 Tage im Jahr rund um die Uhr geöffnet ist. Wenige Meter von seinem „Beigel Bake“ entfernt erinnert in der Princelet Street die ehemalige Synagoge daran, dass hier einst das Hauptwohngelände der mehr als 200.000 Juden war, die zwischen 1881 und 1925 aus Osteuropa nach England kamen.

Im Haus Nummer 19, das einst einer Hugonotten-Familie gehörte, die aus Frankreich geflüchtet und in London als Textilfabrikanten reich geworden war, errichteten sie 1869 die erste Synagoge des Eastend. Heute wird das Haus von einer Privatinitiative als Museum der Einwanderung geführt. Da es einsturz-

»365 Tage im Jahr rund um die Uhr geöffnet.«

gefährdet ist und das Geld für eine Renovierung fehlt, ist das Haus nur an wenigen Tagen im Jahr und gegen Voranmeldung geöffnet. Besucht man das Haus, kann man die Zeichen der Einwanderer sehen, und manchmal glaubt man, ihre Stimmen zu hören.

Jüdische Stimmen hört man im Eastend aber kaum mehr. Heute leben hier mehrheitlich Einwanderer aus Bangladesch, während die Juden in den Norden Londons gezogen sind. Zu Sammy Minzly kommen sie aber immer noch. „Mein ältester Stammkunde ist 86 Jahre alt. Ich kenne ihn seit mehr als 40 Jahren“, erzählt Minzly, der durch reinen Zufall zum „Bagel-König“ des Eastend wurde. „Nach meinem Dienst bei der israelischen Armee kam ich 1958 nach London. Es gefiel mir hier und ich beschloss, bei den zahlreichen Bagel-Bäckern, die es damals hier noch gab, das Handwerk zu erlernen. Mein Vater, der Ingenieur war, war entsetzt.“

Nach Jahren übernahm Minzly schließlich mit zwei Partnern den ältesten Bagel-Laden des Eastend und machte den „Beigel Bake“ zu einer Institution.



»Mein ältester Stammkunde ist 86 Jahre alt.«





»Die Hälfte meiner Angestellten sind Moslems.
Das ist kein Problem.«

„Zu uns kommt jeder: Touristen aus aller Welt und die Bewohner der Nachbarschaft, Polizisten und Prostituierte, Straßenkehrer und Banker, Spätheimkehrer und Frühaufsteher.“ Das Geschäft geht gut: „Wir verkaufen an einem normalen Wochentag rund 8.000 Bagels und am Wochenende rund 10.000 Stück.“ Selbst Popstar Mariah Carey wurde hier schon beim Verzehr eines Salt Beef Bagels gesehen. Die Künstlerin Rachel Whiteread, die das Mahnmal auf dem Wiener Judenplatz gestaltet hat, wohnt praktisch um die Ecke.

Beim „Beigel Bake“ gibt es auch Brot, Kuchen und „platzl“, ein Gebäck aus einem Bagel-ähnlichen Teig mit Zwiebeln. Aber es dominiert die klassische Bagel-Auswahl. Nach dem Plain Bagel

ist der magische Brotring gefüllt mit Räucherlachs und Streichkäse der meistverkaufte, gefolgt vom Salt Beef Bagel (mit einem kräftigen Zusatz feurigen englischen Senfs) und dem Bagel mit Eiaufstrich. Köstlich ist auch jener mit gehacktem Hering. „Das Wichtigste ist, dass wir gute Qualität für wenig Geld anbieten. Deshalb kommen die Leute zu uns und deshalb kommen sie auch immer wieder“, meint Minzly, der wie seine rund 25 Angestellten, darunter sein Sohn, wie in den Anfangsjahren im Schichtdienst seine Arbeit verrichtet.

Sein eigenes Bagel-Rezept verrät er – natürlich – nicht. „Unseres ist das Originalrezept, wie ich es gelernt habe“, ist das Einzige, was sich Minzly dazu entlo-

cken lässt. Doch auch wenn er Kunden aus aller Welt hat, bleibt der Bagel für ihn „selbstverständlich ein jüdisches Produkt. Es ist ein Teil unserer selbst und unserer Geschichte.“

Mit seinen moslemischen Mitbürgern hat er auch in diesen rauen politischen Zeiten keine Schwierigkeiten: „Die Hälfte meiner Angestellten sind Moslems. Das ist kein Problem. Wir kommen alle miteinander aus. Sogar unsere irische Verkäuferin und ich“, sagt Minzly und lacht, während die resolute Decla mit einem riesigen Messer Pakete von Räucherlachs aufschlitzt. „Das will ich dir auch raten“, gibt sie lachend zurück. Nirgends, so scheint es, ist die Idee vom „Schmelztiegel“ der Verwirklichung näher als in der Küche. ■



FOTOS: ©PETER RIGAUD

Dajgezzen und Chochmezzen*

Der Zwickommentar von Erwin Javor und Peter Menasse.

Menasse: Bitte sage mir, was genau ein Verfassungsbogen ist. Der ÖVP-Khol hat sich blitzschnell nach der Wien-Wahl korrigiert und gemeint, Strache und Kumpane passten in den Verfassungsbogen. Also wie soll ich mir jetzt diesen Bogen vorstellen? Der muss so was von dehnbar sein.

Javor: Wie sagt doch das Sprichwort: Der Khol biegt so lange die Verfassung, bis sie bricht. Äh, nein. Richtig heißt es „bis man bricht“.

Menasse: Wenn die ÖVP mit denen auch wieder eine Koalition macht, überspannt sie allerdings den Bogen. Findest du nicht?

Javor: Beim Sederabend fragt der Jüngste bekanntlich: „Ma nischtanah halajla haseh?“ Das meint so viel wie: „Wie unterscheidet sich diese Nacht von allen anderen Nächten?“

Menasse: Da hast du Recht, Haider und Strache sind nur zwei Spielarten vom selben. Die einzige wirkliche Chance ist, dass die Wähler die ÖVP beim nächsten Mal in hohem Bogen hinauswerfen und sie sich dann in schlechter Verfassung wiederfindet.

Javor: Dein Optimismus ehrt dich, aber so werden die Entscheidungen nach den Wahlen im Jahr 2006 nicht laufen. Ob Schlüssel Erster, Zweiter oder Dritter wird, er koalitiert sich zum Kanzler. Wie oft muss man dir das noch unter Beweis stellen? Und Gusenbauer packt es wieder nicht.

Menasse: Also du kannst von Gusenbauer nicht allen Ernstes verlangen, dass er mit Strache Spargel essen geht. Auch ein Politiker hat sich so was nicht verdient. Stell dir vor, Strache bringt dann noch den Stadler mit. Der ist doch ohnehin beim Spargelessen mit dem Messer schon so oft ausgerutscht und hat sich ins Gesicht geschnitten.

Javor: Die Abgeordnete Rosenkranz sieht Stadler aber ganz anders als du. Sie meinte unlängst, dass Stadler der beliebteste Volksanwalt sei und nur von der linken Schickeria abgelehnt würde.

Menasse: Apropos Rosenkranz – ein klingender Nachname und sie verschönert ihn noch enorm, indem sie ihre zehn Kinder mit Vornamen versieht, die nicht einmal dem Richard Wagner

eingefallen sind. Meine Lieblinge sind Sonnhild und Hildrun.

Javor: Arne, Hedda, Alwine und Volker sind auch nicht ohne. Warum ist so was meinem persönlichen Freund in der Kultusgemeinde, dem Rosenkranz, nicht eingefallen?

Menasse: Der kleine Horst hat noch die Chance, sich als Spitznamen „Wessel“ zuzulegen. Wie das schön klingt: Horst „Wessel“ Rosenkranz, Sänger.

Javor: Mechthild, Wolf und Ute ergänzen die zehn kleinen ... was eigentlich? Negerlein darf man ja wohl nicht sagen, sonst beschwert sich Frau Rosenkranz beim Volksanwalt über uns.

Menasse: Also du meinst, dass demnächst Familienministerin Rosenkranz, Justizminister Stadler, Außenminister Mölzer und Vizekanzler Strache den Verfassungsbogen bilden werden?

Javor: Herr Ober, bitte einen starken Türkischen. ■

* dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.

Sehnsucht nach Haider



FOTO: ©PETERRIGAUD

VON
MARTIN
ENGELBERG

Es lief mir eiskalt über den Rücken, als Ewald Stadler, ich glaube im Herbst 1994, in einer TV-Diskussion in schneidendem und gefährlich drohendem Ton sinngemäß sagte: „Warten Sie nur, bis wir einmal an der Regierung sind.“ Mehr brauchte er nicht zu sagen, um einen sofort an die Nazis denken zu lassen und wie sie nach der Machtübernahme gegen politische Gegner vorgingen, voller Rachsucht, Brutalität und mörderischer Energie, und wie sie ihren bis dahin als Narretei heruntergespielten Antisemitismus in eine sofortige Verfolgung von Juden umsetzten.

Fünf Jahre später drohte das Realität zu werden: Die schwarz-blaue Regierung wurde gebildet, die FPÖ war an der Macht. In diesem Kontext dazupassend die Reaktionen von Bundespräsident Thomas Klestil, der EU, Israels und jüdischer Organisationen – die Sanktionen der EU-14 gegen Österreich, die Herabstufung der diplomatischen Beziehungen seitens Israel, heftige Demonstrationen.

Was uns Juden in Österreich betraf, berichtete IKG-Präsident Ariel Muzi-

cant in einer international viel beachteten Pressekonferenz von einem dramatischen Anstieg antisemitischer Übergriffe. Der Kultusvorstand der IKG tagte in einer Dringlichkeitssitzung. Die Vorhänge waren zugezogen, die Kultusvorsteher wurden aufgefordert, die Handys nicht nur abzuschalten, sondern auch die Akkus rauszunehmen – man könnte die Sitzung sonst über Handys abhören. Die Anspannung ob der neuen politischen Situation Österreichs war mit Händen zu greifen. Tenor der Sitzung die Frage: Ist 2000 gleich 1938? Sollten die Mitglieder der Gemeinde rechtzeitig zum Verlassen des Landes aufgefordert werden?

Aus der Distanz lächerlich

Wir erinnern uns, aber gleichzeitig erscheint das alles entrückt, ja aus der Distanz betrachtet nachgerade lächerlich. Alle Maßnahmen und Aussagen sind längst hinfällig und rückgängig gemacht worden. Letztlich geschah nicht mehr an Umbruch in staatlichen und staatsnahen Institutionen als bei einem

sonstigen Regierungswechsel in einem demokratischen Land üblich. Die Möglichkeit der FPÖ, ihre Leute zu positionieren, war sogar erstaunlich gering, sei es, weil ihnen überhaupt das qualifizierte Personal dafür fehlte, oder weil Wolfgang Schüssel besonders geschickt sich selber alles unter den Nagel riss.

Jörg Haider hat ein bisschen geantiseमितelt, Peter Westenthaler die Redakteure im ORF und sonstige Journalisten in Angst und Schrecken versetzt. Na und? Sogar seit dem Rücktritt der „FP-Liberalen“ (Susanne Riess-Passer, Westenthaler und Karl-Heinz Grasser) aus der Regierung und der seither bestehenden zweiten schwarz-blauen Koalition ist eigentlich nichts Beunruhigendes geschehen.

War dann womöglich die davor, vor allem unter Franz Vranitzky, jahrelang getätigte Ausgrenzung der FPÖ ein Fehler gewesen? Auffallend waren lediglich die manchmal kabaretthaften, peinlichen, niveaulosen Auftritte diverser FP-Minister. Einiges davon hätten wir uns wohl gerne erspart, andererseits zeigte

»So gesehen müsste man es Schüssel als Akt der Klugheit anrechnen, die FPÖ in die Regierung geholt zu haben ...«

uns das wohl – wie Kabarett nun mal ist – ein Stück österreichische Realität, wie wir sie nicht immer gerne wahrhaben wollen, und es war ja auch oft amüsant obendrein.

So gesehen müsste man es Schüssel als Akt der Klugheit anrechnen, die FPÖ in die Regierung geholt zu haben, gefesselt an sich, um sie an den Realitäten der Politik zerschellen zu lassen, und zwischenzeitlich, Schritt für Schritt und in aller Ruhe, ganz Österreich für die ÖVP in Besitz zu nehmen. Es war ein Zeichen brillanten politischen Instinktes, gepaart mit einer ordentlichen Portion Mut. Nicht so sehr ob der Reaktionen im In- und Ausland, als vielmehr so viel Vertrauen in die demokratische und rechtsstaatliche Festigkeit Österreichs zu haben, dass Haider die Zweite Republik nicht zum Kippen bringen würde.

Primitivität und Brutalität

In der Zwischenzeit haben aber die Stadlers die FPÖ übernommen und der Unterschied ist nicht zu unterschätzen. Natürlich hat auch die FPÖ Haiders fremdenfeindliche Wahlkämpfe gefochten, sie wurden sogar ihr Markenzeichen. Ich denke aber dennoch, dass sich die Töne von Heinz-Christian Straches FPÖ, die wir in den letzten Monaten ver-

nommen haben, nochmals deutlich davon unterscheiden. Durch ihre Primitivität und Brutalität und dadurch, dass man dahinter eine Ideologie des Hasses verspürt.

So gesehen beginnt man sich plötzlich nach Haider zurückzusehen. Seine Affinität, sein Verständnis und Respekt für die Nazis der Kriegsgeneration, unter ihnen auch seine Eltern, deren Ideo-

»In der Zwischenzeit haben aber die Stadlers die FPÖ übernommen und der Unterschied ist nicht zu unterschätzen.«

logie, Haltung und Werte waren immer in Wort und Tat vorhanden. Aber letztlich fühlten sich Stadler, Andreas Mölzer oder eine Kriemhild Trattning von Haider verraten und letztlich hielt Haider sie in Schach.

Jetzt aber haben sie das Sagen in der FPÖ. Sie machten und machen aus ihrer Ideologie keinen Hehl und genießen sich gar nicht, sich mit rechtsextremen Gruppen zu vernetzen. Sie gewannen soeben 15 Prozent der Stimmen in Wien und werden bei den Nationalrats-

wahlen 2006 mit einiger Sicherheit zum Zünglein an der Waage einer neuen Regierung.

Schüssel hat schon reagiert: Fast wie selbstverständlich schließt er auch die Strache-FPÖ nicht als Regierungspartner aus und man nimmt es ihm ab, dass er dazu auch durchaus bereit wäre. Ich gehe davon aus, dass es dann dennoch weiterhin unnützlich sein wird, die Akkus der Handys in den Sitzungen des Kultusvorstandes rauszunehmen, aber einigermaßen wärmer anziehen werden wir uns im Falle einer ÖVP/Strache-FPÖ-Regierung wohl müssen.

DES RÄTSELS LÖSUNG ...

WAAGRECHT

- 1. ROTHSCCHILD, 7. ERA, 8. NATNU, 10. SKOL, 13. OREWS, 14. KOHL, 15. MELIS, 16. WE, 17. KALJES, 19. BIO, 21. AEHB, 22. ETELP, 24. RUN, 25. GF, 27. GASSE, 28. OFLE, 30. ITZIK, 32. THCE, 33. IE, 34. DEIDE

SENKRECHT

- 1. RENOMMIERGOIIM, 2. ORARE, 3. TATELEBEN, 4. STUSSKOPP, 5. HASKALA, 6. DALLESBRUEDERN, 9. NWI, 11. KO, 12. OHWEH, 18. JEROSCHES, 20. IL, 23. TUFFTE, 26. LEIDE, 29. LZ, 31. KE, 32. TD, 35. IO

Alltags- geschichten



FOTO: © PETER RIGAUD

VON
ERWIN
JAVOR

Viele Politiker, Meinungsforscher und manche Medien rechnen fest mit dem kurzen Gedächtnis der Bevölkerung. Wie könnte man sich sonst erklären, dass ein großer Teil der Gesellschaft – trotz einschlägiger Erfahrung – immer wieder auf die gleichen plumpen Tricks hereinfällt. Ein wirkliches Meisterstück für den Verlust des Langzeitgedächtnisses ist jüngst aber der „Kronen Zeitung“ gelungen (siehe auch Dokumentation auf S. 10). Unverfroren vergießt sie anlässlich des Ablebens von Simon Wiesenthal Krokodilstränen und hofft, dass sich niemand mehr an diverse Kampagnen gegen Wiesenthal in der Vergangenheit erinnert. Speziell in den siebziger Jahren haben die zahlreichen Angriffe der „Krone“ auf Wiesenthal in Österreich eine antijüdische Atmosphäre geschaffen, die mitunter österreichische Juden dazu brachte, auszuwandern oder ihr Judentum nicht mehr öffentlich zu leben.

Wiesenthal hatte zu dieser Zeit sein Büro am Rudolfsplatz, im gleichen Haus, in dem meine Eltern ein Textilgeschäft betrieben. Er hatte die Angelegenheit, regelmäßig meinen Vater im Geschäft zu besuchen. Beide stammten aus der gleichen Gegend in Polen und daher diskutierten sie auf Jiddisch.

Wiesenthal machte sich Sorgen über die antijüdische Stimmung in Öster-

reich, die sich auf Grund der einseitigen Medienberichterstattung breit machte. Die „Neue Kronenzeitung“, angeführt von Viktor Reimann – Mitbegründer der VDU, der Vorgängerpartei der FPÖ –, hatte nämlich 1974 eine pseudowissenschaftliche Dokumentation „Die Juden in Österreich“ in 42 Folgen mit großem Aufwand in den Mittelpunkt ihrer Berichterstattung gerückt. Im Vorfeld wurde diese Serie groß angekündigt und Plakate in ganz Österreich affiziert. Die Werbetrommel wurde schon ein halbes Jahr vor dem Erscheinen der Serie gerührt. Unter dem Titel „Sind wir Antisemiten?“ schrieb Reimann: „Die Juden selbst gewinnen damit nichts. Mit der ständigen Warnung vor dem Antisemitismus in Österreich wird dieser nicht beseitigt, sondern verstärkt.“ Während der Serie – Reimann revidierte darin ungeniert die Anzahl der Shoahopfer nach unten – wurde in diversen Leserbriefen purer Antisemitismus verbreitet. So schrieb zum Beispiel Herr Dr. Wilhelm Loserth aus 3420 Kritzensdorf: „Anlässlich des 80. Geburtstages von Rudolf Heß überlege ich: ...Wie antisemitisch handelt eigentlich Simon Wiesenthal, wenn er sich gegen eine Freilassung dieses Märtyrers für den Frieden wendet!“ Oder „Die Juden in Österreich bezahlen lebenslänglich keine Steuer. Wegen der Wiedergutmachung. Das sind Parasiten.

Habe nichts übrig dafür.“ (Alois Schaßendoppler, 5400 Hallein.)

Kein Wunder, dass der Druck auf Wiesenthal auch von jüdischer Seite zunahm. Die Angst, dass sich eine Pogromstimmung in Österreich ausbreiten könnte, war nicht ganz unberechtigt. Wiesenthal hat meinem Vater immer wieder zu verstehen gegeben, dass ihn die täglichen anonymen Morddrohungen weitaus weniger belasteten als die Ablehnung und die Ängste einiger Juden. In einem Leserbrief an Reimann schrieb er am 22. April 1974: „Es wäre mir ein leichtes gewesen, gestern die ‚Kronenzeitung‘ beschlagnahmen zu lassen unter Bezugnahme auf die Bezeichnung meiner Tätigkeit als ‚Menschenjagd‘. Ich habe den Staatsanwalt nicht aufgesucht, damit es nicht heißt, die Juden wollen verhindern, dass die Wahrheit über sie ans Licht kommt ...“

Simon Wiesenthal hatte keinen Bodyguard und ich erinnere mich, dass er immer nach einem dieser Gespräche mit meinem Vater aufstand und vor dem Verlassen des Geschäftes die Lage auf der Straße prüfte. Dann ging ein fast unmerklicher Ruck durch seinen Körper. Er richtete sich kerzengerade auf und dann betrat dieser mutige und aufrechte Mann mit einer Hand in seiner Manteltasche, in der er stets eine Waffe trug, die Straße. ■



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: o2Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15

BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43 1 531 77-290 bzw. 0664 300 77 06 oder per Fax unter +43 1 715 05 45-15. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro.

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Harry Bergmann, Martin Engelberg, Erwin Javor, Christof Janitschek (grafisches Konzept), Peter Menasse (Chefredakteur), Fritz Neumann, Axel Reiserer (London), Danielle Spera, Michaela Spiegel, Petra Stuibler, Barbara Tóth, Alexia Weiss (stv. Chefredakteurin)

Satz & Layout :

echokom werbeagentur ges.m.b.h, 1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Tel.: +43 1 526 26 76-0

Druck:

Gröbner Druck Gesellschaft m.b.H., 7400 Oberwart, Steinamangerer Straße 161

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler,

Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.
